Der Graf
von
Monte-Christo.

Roman

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Siebenter Theil.

Augsburg, 1846.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Siebenter Theil.

Der Blutregen.

Eintretend warf der Juwelier einen forschenden Blick um sich; aber nichts schien Verdacht zu erregen, wenn er ihn nicht hegte, und nichts einen vorhandenen zu bestärken. Die beiden Hände von Caderousse lagen noch immer auf seinen Banknoten und seinem Golde. Carconte lächelte ihrem Gaste so freundlich zu, als sie nur immer konnte.

„Ah! Ah!" sagte der Juwelier, „Sie scheinen sich zu fürchten, Ihre volle Summe nicht erhalten zu haben, denn Sie zählten nach meiner Entfernung Ihren Schatz wieder nach?"

„Nein," erwiederte Caderousse, „aber das Ereigniß, durch welches wir in den Besitz desselben kamen, ist so unerwartet, daß wir nicht daran glauben, und, wenn wir nicht den materiellen Beweis vor Augen haben noch immer zu träumen wähnen."

Der Juwelier lächelte. „Haben Sie Reisende in Ihrem Wirthshause?" fragte er.

„Nein," antwortete Caderousse, „wir beherbergen Niemand über Nacht; wir sind allzu nahe bei der Stadt, und Niemand verweilt hier."

„Dann werde ich Ihnen ungemein zur Last fallen?"

„Sie sollen uns zur Last fallen, mein lieber Herr!" versetzte Carconte artig; „durchaus nicht, ich schwöre Ihnen."

„Nun, wohin werden Sie mich legen?"

„In das Zimmer da oben."

„Ist denn dieß nicht Ihr Zimmer?"

„O! das hat nichts zu sagen; wir haben ein zweites Bett in der Kammer hier neben an."

Caderousse schaute seine Frau erstaunt an. Der Juwelier trällerte eine kleine Arie, indem er sich den Rücken an einem Reisbündel trocknete, welchen Carconte im Kamine so eben angezündet hatte, um ihren Gast zu trocknen. Inzwischen stellte sie auf eine Ecke des Tisches, über den sie eine Serviette breitete, die spärlichen Reste eines Mittagsmahles, dem sie einige frische Eier beifügte. Caderousse hatte die Banknoten wieder in sein Portefeuille, sein Gold in seinen Sack gethan, und das Ganze in seinen Schrank verschlossen. Er ging düster und nachdenkend auf und ab, und schaute bisweilen den Juwelier an, der ganz dampfend vor dem Herde stand, und in dem Maße, als er auf der einen Seite trocknete, sich auf die andere wendete.

„Hier!" sagte Carconte, eine Flasche Wein auf den Tisch stellend; „es ist Alles bereit, wenn Sie soupiren wollen."

„Und Sie?" fragte Johannes.

„Ich werde nicht soupiren," antwortete Caderousse.

„Wir dinirten sehr spät," beeilte sich Carconte beizufügen.

„Ich werde also allein soupiren," sagte der Juwelier.

„Wir werden Sie bedienen," bemerkte Carconte mit einem Eifer, der ihr selbst gegen ihre zahlenden Gäste nicht eigenthümlich war. Bisweilen warf ihr Caderousse einen blitzschnellen Blick zu. Der Sturm dauerte fort. „Hören Sie? Hören Sie?" äußerte Carconte; „meiner Treue, Sie thaten wohl, wieder umzukehren."

„Was mich nicht hindert," erwiederte der Juwelier, „mich wieder auf den Weg zu machen, wenn während des Soupirens der Sturm sich legt."

„Das ist der Mistral," sagte Caderousse, den Kopf schüttelnd, „der bis morgen andauern wird." Und er seufzte.

„Meiner Treue," entgegnete der Juwelier, sich zu Tische setzend, „desto schlimmer für jene, welche draussen sind."

„Ja," versetzte Carconte, „sie werden eine schlechte Nacht verleben."

Der Juwelier begann zu soupiren, und Carconte fuhr fort, ihm alle kleinen Dienste einer aufmerksamen Wirthin zu bethätigen; obgleich gewöhnlich so wunderlich und träumerisch, war sie ein Muster von Zuvorkommenheit und Artigkeit geworden. Hätte der Juwelier sie früher gekannt, so würde eine so große Veränderung gewiß sein Erstaunen erregt, und nicht ermangelt haben, ihm einigen Verdacht einzuflößen. Caderousse sprach kein Wort, ging fortwährend auf und ab, und schien sogar zu zögern, seinen Gast anzuschauen. Als das Soupé zu Ende war, öffnete ihm Caderousse selbst die Thüre. Aber in diesem Momente, wie zu seiner Widerlegung, erschütterte ein furchtbarer Donnerschlag das Haus, und ein mit Regen

vermischter Windstoß brausete herein, und löschte die Lampe aus. Caderousse machte die Thüre wieder zu; seine Frau zündete an der verglimmenden Kohlenglut eine Kerze an. „Hier," sagte sie zum Juwelier; „Sie müssen müde seyn; ich habe das Bett mit weißen Leintüchern versehen; gehen Sie hinauf, legen Sie sich nieder, und schlafen Sie gut!"

Johannes verweilte noch einen Augenblick, um sich zu versichern, daß der Sturm sich nicht lege, wünschte nach erlangter Gewißheit, daß der Donner und der Regen nur immer ärger würden, seinen Wirthsleuten gute Nacht, und stieg die Treppe hinauf. Er ging über meinem Haupte, und ich hörte jede Stufe unter seinen Schritten krachen. Carconte schaute ihm mit gierigem Blicke nach, während dagegen Caderousse ihm den Rücken wendete, und gar nicht in der Richtung desselben aufblickte. Alle diese Einzelheiten, an die ich seitdem mich wieder erinnerte, waren mir in dem Momente nicht auffallend, da sie vor meinen Augen statt fanden; im Grunde war Alles, was geschah, ganz natürlich, und mit Ausnahme der Geschichte mit dem Diamanten, die mir ein wenig unwahrscheinlich schien, in der Ordnung. Da ich von Müdigkeit erschöpft war, und die erste Ruhe, welche der Sturm den Elementen vergönnen würde, zu benützen gedachte, beschloß ich, einige Stunden zu schlafen, und mitten in der Nacht mich zu entfernen. Ich hörte den Juwelier im obern Gemache seinerseits alle Anstalten treffen, um die leidlich beste Nacht zuzubringen. Bald krachte sein Bett unter ihm; er hatte sich niedergelegt. Ich fühlte, daß meine Augen wider meinen Willen sich

schlossen, und da ich keinen Verdacht hegte, versuchte ich keine Abwehr des Schlafes; ich warf einen letzten Blick in das Innere der Küche. Caderousse saß an einem langen Tische, auf einer von jenen hölzernen Bänken, die in den Dorfwirthshäusern die Stühle ersetzen; er kehrte mir den Rücken, so daß ich seine Physiognomie nicht sehen konnte; übrigens wäre mir dieß auch in seiner entgegengesetzten Stellung unmöglich gewesen, da er seinen Kopf in seinen beiden Händen verborgen hielt. Carconte schaute ihn eine Zeitlang an, zuckte die Achseln, und setzte sich ihm gegenüber. In diesem Momente erreichte die sterbende Flamme einen von ihr vergessenen Rest trockenen Holzes; ein etwas lebhafterer Schimmer erhellte das düstere Innere. Carconte heftete ihre Augen auf ihren Gatten, und da dieser immer in der nämlichen Stellung blieb, sah ich sie ihre gebogene Hand nach ihm ausstrecken, und seine Stirne berühren. Caderousse fuhr zusammen. Mir dünkte, daß die Frau die Lippen rührte; aber entweder sprach sie ganz leise, oder meine Sinne waren schon vom Schlafe betäubt, der Laut ihrer Worte gelangte nicht bis zu mir. Ich sah selbst nur mehr durch einen Nebel, und mit jener Unklarheit, der Vorläuferin des Schlafes, während welcher man einen Traum zu beginnen glaubt. Endlich fielen meine Augen zu, und ich verlor das Bewußtseyn. Ich lag im tiefesten Schlafe, als mich ein Pistolenschuß aufschreckte, dem ein schrecklicher Schrei folgte. Einige wankende Schritte dröhnten auf der Decke der Kammer, und eine träge Masse stürzte die Treppe hinab, gerade über meinem Kopfe. Ich war noch nicht recht bei Besinnung. Ich hörte Seufzer, dann

erstickte Schreie, gleich jenen, die mit einem Kampfe verbunden sind. Ein letzter Schrei, länger als die andern, und der in Stöhnen überging, riß mich gänzlich aus meiner Schlafsucht. Ich richtete mich auf einem Arme auf, öffnete die Augen, die im Finstern nichts sahen, und fuhr mit der Hand an meine Stirne, auf welche, wie mir dünkte, durch die Bretter der Treppe ein warmer und reichlicher Regen herabtröpfelte. Die tiefeste Stille war diesem gräßlichen Getöse gefolgt. Ich hörte die Schritte eines Mannes, der über meinem Kopfe ging; unter seinen Tritten krachte die Treppe; der Mann ging in den unteren Saal hinab, näherte sich dem Kamine, und zündete ein Licht an. Dieser Mann war Caderousse, sein Gesicht blaß, sein Hemd ganz mit Blut bespritzt. Als das Licht angezündet war, stieg er wieder rasch die Treppe hinauf, und ich hörte von Neuem seine schnellen und unruhigen Tritte. Einen Augenblick nachher kam er wieder herab; er hielt das Schmuckkästchen in der Hand, überzeugte sich, daß der Diamant noch darin sey, und suchte flüchtig, in welche Tasche er ihn stecken sollte; da er ohne Zweifel die Tasche für kein hinreichend sicheres Versteck hielt, wickelte er ihn dann in sein rothes Taschentuch, das er um seinen Hals band. Dann eilte er zum Schranke, zog seine Banknoten und sein Gold heraus, steckte jene in die Tasche seines Pantalons, dieses in seine Westentasche, nahm einige Hemden, stürzte zur Thüre hinaus, und verschwand im Dunkel. Dann ward mir Alles hell und klar; ich machte mir das so eben Geschehene zum Vorwurfe, wie wenn ich der eigentliche Strafbare gewesen wäre. Es dünkte mir, Seufzer

zu hören: der unglückliche Juwelier konnte nicht todt seyn; vielleicht lag es in meiner Macht, indem ich ihm Hülfe brächte, einen Theil des Uebels wieder gut zu machen, das ich zwar nicht gethan, aber geschehen ließ. Ich stemmte meine Schultern gegen eines von jenen schlecht zusammengefügten Brettern, die jene Art von Verschlag, worin ich mich befand, von dem untern Saale trennten. Die Bretter gaben nach, und ich stand im Hause. Ich ergriff rasch das Licht, und eilte die Treppe hinauf; ein querliegender Leib versperrte sie; es war die Leiche von Carconte.

Der Pistolenschuß, den ich hörte, wurde auf sie gethan: ihre Kehle war durch und durch geschossen, und außer dem Blute, das aus ihrer doppelten Wunde strömte, quoll ihr das Blut auch aus dem Munde. Sie war ganz todt. Ich stieg über ihre Leiche, und schritt vor. Das Gemach bot den Anblick der gräßlichsten Unordnung. Einige Möbel waren umgestürzt; die Betttücher, an die der unglückliche Juwelier sich geklammert hatte, schleppten durch die Kammer; er selbst lag auf dem Boden, den Kopf an die Mauer gestützt, in einer Lache von Blut schwimmend, das aus drei breiten, in die Brust erhaltenen Wunden floß. In der vierten stack ein langes Küchenmesser, von dem man nur das Heft sah. Ich trat auf eine zweite Pistole, die nicht losgegangen war, wahrscheinlich weil das Pulver feucht wurde. Ich näherte mich dem Juweliere; er war nicht ganz todt; bei dem Geräusche, das ich machte, vorzüglich bei der Erschütterung des Fußbodens, öffnete er wieder seine verstörten Augen; es gelang ihm, sie einen Augenblick auf

mich zu heften; er rührte die Lippen, wie wenn er sprechen wollte, und verschied. Dieser gräßliche Anblick hatte mich fast sinnlos gemacht; so wie ich sah, daß ich Niemanden mehr helfen konnte, fühlte ich nur noch das einzige Bedürfniß, zu fliehen. Ich stürzte die Treppe hinab, mit den Händen in meinen Haaren wühlend, und ein Schreckensgebrüll ausstossend. Im untern Saale waren fünf bis sechs Douaniers und zwei bis drei Gendarmen, ein ganzer bewaffneter Trupp. Man bemächtigte sich meiner; ich versuchte nicht einmal, Widerstand zu leisten; ich war nicht mehr Herr meiner Sinne. Ich wollte sprechen, ich stieß einige unartikulirte Schreie aus, weiter nichts. Ich sah, daß die Douaniers und Gendarmen mit dem Finger auf mich wiesen; ich schaute mich an; ich war ganz mit Blut bespritzt. Jener warme Regen, den ich durch die Bretter der Treppe auf mich sickern fühlte, war Carconte's Blut. Ich wies mit dem Finger den Ort, worin ich lag.

„Was will er damit sagen?" fragte ein Gendarm.

Ein Douanier sah nach. „Er will damit sagen, daß er da herauskam," antwortete er. Und er deutete auf die Oeffnung, durch die ich wirklich schlüpfte.

Nun begriff ich, daß man mich für den Mörder hielt. Ich erlangte die Stimme wieder, die Kraft; ich machte mich aus den Händen der beiden Männer los, die mich hielten, und rief: „Nicht ich bin's! Nicht ich bin's!" Zwei Gendarmen schlugen mit ihren Carabinern auf mich an.

„Wenn Du eine Bewegung machest," sagten sie, „so bist Du des Todes."

„Ich wiederhole Ihnen ja, daß ich nicht es bin,“ rief ich aus.

„Du wirst Deine saubere Geschichte den Richtern zu Nîmes erzählen,“ antworteten sie. „Inzwischen folge uns; und wenn wir einen Rath Dir zu geben haben, so leiste keinen Widerstand.“

Dieß war meine Absicht nicht; Erstaunen und Schrecken hatten meine Kraft gebrochen. Man legte mir die Handschellen an, band mich an den Schweif eines Pferdes, und führte mich nach Nîmes. Ein Douanier war mir nachgegangen; er hatte mich in der Umgebung des Hauses aus dem Gesichte verloren, und vermuthet, daß ich darin übernachten würde; er setzte seine Kameraden davon in Kenntniß, und sie kamen gerade rechtzeitig an, um den Pistolenschuß zu hören, und mich inmitten solcher Beweise von Straffälligkeit zu ergreifen, daß ich sogleich die Mühe einsah, die ich haben würde, meine Unschuld darzuthun. Daher ließ ich mir nur eine Sache angelegen seyn; meine erste Bitte, die ich an den Untersuchungsrichter stellte, war: einen gewissen Abbé Bousoni überall suchen zu lassen, der den Tag über im Wirthshause zur Gardbrücke sich aufhielt. Wenn Caderousse eine Geschichte ersonnen hatte, wenn dieser Abbé nicht existirte, war ich offenbar verloren, woferne nicht auch Caderousse gefangen, und Alles eingestehen würde. Zwei Monate verstrichen, während welcher, was ich zum Lobe meines Richters sagen muß, alle Nachforschungen angestellt wurden, um denjenigen wieder zu finden, den ich ihm bittend bezeichnete. Ich hatte bereits alle Hoffnung verloren; Caderousse war nicht gefangen worden. Ich

sollte bei der nächsten Sitzung gerichtet werden, als am 8. September, nämlich drei Monate und fünf Tage nach dem Ereignisse, der Abbé Bousoni, auf den ich nicht mehr hoffte, im Gefängnisse erschien, mit der Aeußerung, er habe vernommen, daß ein Gefangener mit ihm zu sprechen wünsche. Er habe die Sache in Marseille erfahren, sagte er, und sich beeilt, meinem Wunsche zu entsprechen. Sie begreifen, mit welcher Freude ich ihn empfing; ich erzählte ihm Alles, wovon ich Zeuge war; ich brachte mit Besorgniß die Geschichte des Diamanten zur Sprache; wider mein Erwarten war sie Punkt für Punkt wahr; gleichfalls gegen mein Erwarten, schenkte er Allem, was ich ihm sagte, völligen Glauben. Da geschah es nun, daß ich ihm, von seiner sanften christlichen Liebe hingerissen, in Anerkennung seiner tiefen Kunde von den Sitten meines Landes, und in Erwägung, daß die Verzeihung desjenigen Verbrechens, das ich beging, vielleicht von seinen so liebevollen Lippen erfahren könnte, das Abenteuer von Auteuil in allen Einzelheiten desselben unter dem Beichtsiegel erzählte. Was ich hingerissen that, war von demselben Erfolge, wie wenn ich es aus Berechnung gethan hätte; das Geständniß dieses ersten Mordes, zu dessen Offenbarung mich nichts zwang, bewies ihm, daß ich den zweiten nicht beging, und er verließ mich mit dem Auftrage, zu hoffen, und mit dem Versprechen, Alles zu thun, was in seiner Macht stehe, um meinen Richter von meiner Unschuld zu überzeugen.

„Der Beweis, daß er sich wirklich um mich annahm, lag darin, daß ich mein Gefängniß stufenweise gelinder werden fühlte, und als ich erfuhr, daß man, um mich

zu richten, die Assisen erwartete, welche jenen folgen sollten, für die man sie versammelte. In diesem Zwischenraume ließ es die Vorsehung zu, daß Caderousse im Auslande gefangen, und nach Frankreich zurückgebracht wurde. Er gestand Alles, und schob den Vorbedacht, und vorzüglich die Anstiftung auf seine Frau. Er wurde lebenslänglich zu den Galeeren verurtheilt, und ich in Freiheit gesetzt."

„Und damals war es," bemerkte Monte-Christo, „daß Sie als Ueberbringer eines Briefes vom Abbé Bousoni zu mir kamen."

„Ja, Excellenz; er hatte ein sichtbares Interesse an mir genommen. Ihr Schmugglergewerb wird Sie zu Grunde richten, sagte er zu mir, wenn Sie von hier wegkommen, so geben Sie es auf!"

„Aber, mein Pater," fragte ich, „wovon soll ich, nach Ihrer Meinung, leben, und für den Unterhalt meiner armen Schwägerin sorgen?"

„Eines von meinen Beichtkindern," antwortete er mir, „schenkt mir eine große Achtung, und hat mich beauftragt, ihm einen vertrauten Mann zu suchen. Wollen Sie dieser Mann werden, so werde ich Sie an ihn adressiren."

„O! mein Pater," rief ich aus, „welche Güte!"

„Aber Sie werden mir schwören, daß ich es nie zu bereuen brauche."

„Ich streckte die Hand aus, um den Schwur zu leisten."

„Das ist überflüssig," sagte er, „ich kenne und liebe die Corsen; hier ist meine Empfehlung."

„Und er schrieb einige Zeilen, die ich Ihnen übergab,

und in deren Folge Eure Excellenz die Güte hatten, mich in Ihren Dienst zu nehmen. Nun frag' ich Eure Excellenz mit Stolz, ob Sie jemals sich über mich zu beklagen brauchten?"

„Nein," antwortete der Graf, „und ich gestehe es mit Vergnügen, Sie sind ein guter Diener, Bertuccio, obgleich Sie es an Vertrauen fehlen ließen."

„Ich, Herr Graf?"

„Ja, Sie. Woher kommt es, daß Sie eine Schwägerin und einen angenommenen Sohn haben, und doch nie, weder von der einen, noch von dem andern, mit mir sprachen?"

„Ah! Excellenz, die Ursache liegt in dem traurigsten Theile meines Lebens, den ich Ihnen noch zu erzählen habe. Ich ging nach Corsika. Es drängte mich, wie Sie wohl einsehen, meine arme Schwägerin wieder zu sehen, und zu trösten; aber als ich in Rogliano ankam, fand ich das Haus in Trauer; es war darin eine furchtbare Scene vorgefallen, die noch in der Erinnerung der Nachbaren lebt! Meine arme Schwester widerstand, meinen Rathschlägen gemäß, Benedetto's Forderungen, der in jedem Augenblicke alles im Hause befindliche Geld verabfolgt haben wollte. Eines Morgens drohte er ihr, und verschwand den ganzen Tag über. Sie weinte; denn diese liebe Assunta trug für diesen Elenden ein Mutterherz in ihrem Busen. Der Abend kam, sie wartete auf ihn, ohne zu Bette zu gehen. Als er um eilf Uhr mit zweien von seinen Freunden, den gewöhnlichen Gefährten aller seiner tollen Streiche, heimkam, reichte sie ihm die Hände; aber jene bemächtigten sich ihrer, und einer von

den Dreien, ... ich fürchte, daß es jenes Höllenkind war, rief aus: „Wenden wir die Folter an, und sie wird wohl gestehen müssen, wo ihr Geld ist.“

„Der Nachbar Wasilio war eben in Bastia, seine Frau allein zu Hause geblieben. Niemand, außer ihr, konnte sehen oder hören, was bei meiner Schwägerin vorfiel. Zwei hielten die arme Assunta zurück, die, da sie an die Möglichkeit eines solchen Verbrechens nicht glauben konnte, denjenigen zulächelte, die ihre Henker werden sollten; der Dritte verrammelte Thüren und Fenster, dann kam er zurück, und alle Drei vereiniget, die Schreie erstickend, welche der Schrecken vor diesen ernsteren Vorkehrungen Assunta entriß, näherten die Füsse derselben der Kohlengluth, die sie zu benützen gedachten, um ihr das Geständniß abzupressen, wo unser kleiner Schatz verborgen liege; aber im Kampfe ergriff das Feuer ihre Kleidungsstücke; sie ließen dann die Gequälte los, um nicht selbst verbrannt zu werden. Ganz in Flammen eilte sie zur Thüre; aber die Thüre war verschlossen. Sie sprang an's Fenster; aber das Fenster war verrammelt. Nun hörte die Nachbarin gräßliche Schreie: Assunta rief um Hülfe. Bald wurde ihre Stimme erstickt; die Schreie verwandelten sich in Seufzer, und am andern Tage, nach einer Schreckens- und Angstnacht, als Wasilio's Frau aus ihrem Hause zu gehen wagte, und die Thüre unseres Hauses durch den Dorfrichter öffnen ließ, fand man Assunta halb verbrannt, aber noch athmend, die Schränke aufgesprengt, das Geld verschwunden. Benedetto hatte Rogliano verlassen, um nie mehr dahin zurückzukehren; seit jenem Tage hab' ich ihn nicht mehr

gesehen, und selbst nicht einmal von ihm sprechen hören. Es war zur Zeit, da ich diese traurigen Nachrichten vernahm, fuhr Bertuccio fort, daß ich zu Eurer Excellenz ging. Ich brauchte nicht mehr von Benedetto mit Ihnen zu sprechen, weil er verschwunden, nicht mehr von meiner Schwägerin, weil sie todt war."

„Und was hielten Sie von diesem Ereignisse?" fragte Monte-Christo.

„Daß es die Bestrafung des von mir begangenen Verbrechens war," antwortete Bertuccio. „Ah! diese Villeforts waren ein verfluchtes Geschlecht."

„Ich glaub' es," murmelte der Graf mit einem traurigen Tone.

„Und jetzt begreifen Eure Excellenz, nicht wahr," fragte Bertuccio, „daß dieses Haus, welches ich seitdem nicht wieder sah, daß dieser Garten, in den ich mich plötzlich wieder versetzt sah, daß diese Stelle, auf der ich einen Menschen tödtete, jene düsteren Gemüthsbewegungen mir verursachen konnten, deren Quelle Sie kennen wollten, denn im Grunde bin ich eben nicht sicher, daß nicht vor mir, da, zu meinen Füßen, Herr von Villefort in der Grube liege, die er für sein Kind gegraben hat."

„Es ist wirklich Alles möglich," versetzte Monte-Christo, von der Bank aufstehend, auf welcher er saß, „sogar," fügte er ganz leise bei, „daß der Staatsanwalt nicht todt ist. Sie haben auch wohl gethan, mir Ihre Geschichte zu erzählen, denn ich brauche hinsichtlich Ihrer keine bösen Gedanken mehr zu hegen. Haben Sie nie versucht, die Spur dieses Benedetto, so unpassenden

Namens, wieder aufzufinden, haben Sie nie zu erfahren gesucht, was aus ihm geworden ist?"

„Niemals. Hätte ich gewußt, wo er sich befinde, so würde ich, anstatt zu ihm zu gehen, wie vor einem Ungeheuer geflohen seyn. Nein, zum Glücke hab' ich niemals irgend Jemand auf der Welt von ihm sprechen hören; ich hoffe, daß er todt ist."

„Hoffen Sie nicht, Bertuccio," erwiederte der Graf, „die Bösen sterben nicht so; denn Gott scheint sie in seinen Schutz zu nehmen, um sich ihrer zu Werkzeugen seiner Rache zu bedienen."

„Es mag seyn!" sagte Bertuccio. „Alles, was ich vom Himmel verlange, ist nur, ihn nie wieder zu sehen. Nun wissen Sie Alles, Herr Graf," fuhr der Intendant, den Kopf senkend, fort; „Sie sind mein Richter hienieden, wie es Gott dort oben seyn wird; werden Sie mir nicht einige Worte des Trostes sagen?"

„Sie haben Recht, in der That, und ich kann Ihnen sagen, was der Abbé Bousoni zu Ihnen sagen würde: Derjenige, den Sie niederstießen, jener Villefort, verdiente eine Bestrafung für das, was er Ihnen that, und vielleicht noch wegen einer andern Sache. Lebt Benedetto, so wird er, wie ich Ihnen sagte, zu irgend einer göttlichen Rache dienen, sodann ebenfalls bestraft werden. Sie haben eigentlich nur einen Vorwurf sich zu machen, fragen Sie, welchen? Daß Sie das Kind, nachdem Sie es dem Tode entrissen, nicht seiner Mutter zurückgaben; da liegt das Verbrechen, Bertuccio."

„Ja, mein Herr, da liegt das Verbrechen, und das eigentliche Verbrechen, denn hierin war ich feige. Sobald

ich das Kind wieder in's Leben gerufen hatte, blieb mir nur Eines zu thun, wie Sie sagten, nämlich es seiner Mutter zurückzuschicken. Aber zu diesem Zwecke mußte ich Nachforschungen anstellen, die Aufmerksamkeit fesseln, vielleicht mich ausliefern; ich wollte nicht sterben, ich hing am Leben, meiner Schwägerin wegen, aus der uns angebornen Selbstliebe, und unversehrt und siegreich in unserer Rache bleiben; und dann endlich hing ich vielleicht am Leben lediglich aus Liebe zum Leben. O! ich bin kein Muthiger, wie mein armer Bruder!"

Bertuccio verhüllte sein Gesicht mit seinen Händen, und Monte-Christo heftete auf ihn einen langen und unerklärbaren Blick. Dann nach einer durch Zeit und Ort noch feierlicher gewordenen Pause des Schweigens sagte der Graf mit einem Tone von Melancholie, der ihm nicht eigenthümlich war. „Um auf eine würdige Weise dieses Gespräch zu schließen, welches das letzte über diese Abenteuer seyn wird, Herr Bertuccio, merken Sie sich meine Worte wohl, die ich oft aus dem Munde des Abbé Bousoni vernommen habe. Gegen alle Uebel giebt es zwei Mittel, die Zeit und das Schweigen. Lassen Sie mich nun einen Augenblick in diesem Garten spazieren gehen, Herr Bertuccio. Was für Sie, als Theilnehmer an jener schrecklichen Scene, eine quälende Gemüthsaufregung ist, wird für mich eine fast angenehme Empfindung seyn, und dieser Besitzung einen doppelten Werth verleihen. Die Bäume, sehen Sie, Herr Bertuccio, gefallen nur, weil sie Schatten geben, und der Schatten selbst gefällt nur, weil er voll Träumereien und Visionen ist. Da hab' ich einen Garten in der Meinung gekauft,

einen einfachen, von Mauern umschlossenen Platz zu kaufen, und weiter nichts; plötzlich zeigt es sich, daß dieser Platz ein Garten voll von Fantomen ist, die nicht in den Contract aufgenommen waren. Nun aber liebe ich die Fantome; ich habe nie sagen hören, daß die Todten in sechstausend Jahren so viel Böses angestiftet hätten, als die Lebendigen an einem einzigen Tage thun. Gehen Sie also hinein, Herr Bertuccio, und schlafen Sie ruhig. Wenn Ihr Beichtvater in Ihrer letzten Stunde weniger nachsichtig ist, als es der Abbé Bousoni war, so lassen Sie mich kommen, wenn ich noch auf dieser Welt bin, und ich werde Worte finden, geeignet, Ihre Seele in dem Momente sanft einzuwiegen, da sie bereit seyn wird, sich auf den Weg zu machen, um jene harte Reise anzutreten, welche man die Ewigkeit nennt."

Bertuccio verbeugte sich ehrerbietig vor dem Grafen, und entfernte sich seufzend. Monte-Christo blieb allein, und murmelte, indem er vier Schritte vorwärts machte: „Hier, neben dieser Platane, ist die Grube, in welche das Kind gelegt wurde, dort unten die kleine Thüre, durch die man in den Garten trat; an jener Ecke die Geheimtreppe, die in das Schlafzimmer führt. Ich glaube nicht nöthig zu haben, all das in meiner Schreibtafel vorzumerken, denn hier ist vor meinen Augen, um mich herum, unter meinen Füßen, der Plan in erhabener Arbeit, der lebendige Plan."

Und nach einem letzten Gange durch diesen Garten begab er sich wieder zu seinem Wagen. Bertuccio, der ihn sinnend sah, stieg, ohne etwas zu sagen, auf den Bock neben den Kutscher. Der Wagen fuhr nach Paris

zurück. Am nämlichen Abende, nach seiner Ankunft in dem Hause in den Champs=Elysées, besichtigte der Graf von Monte=Christo die ganze Wohnung, wie es ein seit vielen Jahren mit ihr vertrauter Mann hätte thun können; nicht ein einzigesmal, obgleich er voranging, öffnete er eine Thüre statt der andern, und betrat keine Treppe oder keinen Corridor, welche nicht unmittelbar dahin führten, wohin er zu gehen gedachte. Ali begleitete ihn bei dieser nächtlichen Musterung. Der Graf gab Bertuccio mehrere Aufträge wegen Verschönerung oder neuer Eintheilung der Wohnung, und sagte, seine Uhr ziehend, zu dem aufmerksamen Nubier: „Es ist halb zwölf Uhr, Haydée muß bald ankommen. Hat man die französischen Zofen in Kenntniß gesetzt?"

Ali streckte die Hand nach der für die schöne Griechin bestimmten Wohnung aus, welche dergestalt abgesondert war, daß man, wurde die Thüre hinter einer Tapete versteckt, das ganze Haus durchsuchen konnte, ohne zu vermuthen, daß hier ein Salon und zwei Zimmer bewohnt seyen; Ali, sagen wir also, streckte die Hand nach der Wohnung aus, wies die Zahl Drei mit den Fingern seiner linken Hand, und schloß, auf eben diese flach gehaltene Hand seinen Kopf stützend, die Augen wie ein Schlafender.

„Ah!" sagte Monte=Christo, an diese Sprache gewöhnt, „es sind ihrer Drei, die im Schlafzimmer warten, nicht wahr?"

„Ja," drückte Ali aus, den Kopf von oben nach unten bewegend.

„Madame wird heute Abend müde seyn," fuhr Monte=

Christo fort, „und ohne Zweifel schlafen wollen; man veranlasse sie also nicht, zu sprechen: die französischen Zofen sollen bloß ihre neue Gebieterin begrüßen, und sich fortbegeben; Sie werden darüber wachen, daß die griechische Zofe mit den französischen Zofen nicht verkehre."

Ali verbeugte sich. Bald hörte man dem Portier rufen; das Gitter ging auf; ein Wagen rollte in die Allee, und hielt vor der Freitreppe; der Graf ging hinab; der Kutschenschlag war bereits offen; er reichte die Hand einer jungen Frau, die in einen ganz goldgestickten Schleier von grüner Seide gehüllt war, der ihren Kopf bedeckte. Die junge Frau ergriff die ihr gereichte Hand, küßte sie mit einer gewissen ehrerbietigen Liebe, und einige Worte wurden gewechselt, zärtlich von Seiten der jungen Frau, und mit sanftem Ernste von Seiten des Grafen, in jener wohlklingenden Sprache, welche der alte Homer seinen Göttern in den Mund gelegt hat. Nun wurde, unter Ali's Vortritte, der eine Fackel von rosenrothem Wachse trug, die junge Frau, welche keine andere als jene schöne Griechin war, die gewöhnliche Gefährtin Monte-Christo's in Italien, in ihre Wohnung geführt; dann verfügte sich der Graf in den Pavillon, den er sich vorbehalten hatte. Um halb ein Uhr Nachts waren alle Lichter im Hause ausgelöscht, und man hätte glauben können, daß Jedermann schlafe.

Der unbeschränkte Credit.

Am andern Tage gegen zwei Uhr Nachmittags, hielt eine mit zwei prächtigen englischen Pferden bespannte Kalesche vor Monte-Christo's Thüre; ein Mann, mit einem blauen Rocke mit seidenen Knöpfen von gleicher Farbe angethan, mit einem weißen Gilet, durchfurcht von einer gewaltigen goldenen Kette, und mit einem haselnußbraunen Pantalon; seine Haare waren so schwarz, und reichten so weit auf die Augenbrauen herab, daß man fast hätte unschlüssig seyn mögen, sie für natürliche zu halten, so wenig schienen sie in Harmonie mit den unter ihnen befindlichen Runzeln, die sie nicht zu verbergen vermochten; kurz ein Mann von fünfzig bis fünfundfünfzig Jahren, der vierzig alt zu scheinen suchte, streckte den Kopf durch den Schlag einer Halbkutsche, auf deren Füllung eine Baronenkrone gemalt war, und ließ durch seinen Groom den Portier fragen, ob der Graf von Monte-Christo zu Hause sey. Inzwischen betrachtete dieser Mann mit einer so genauen Aufmerksamkeit, daß sie beinahe unschicklich wurde, das Aeußere des Hauses, was man vom Garten sehen konnte, und die Livrée einiger Diener, die man hin und hergehend zu gewahren vermochte. Das Auge dieses Mannes war lebhaft, aber eher listig, als geistvoll. Seine Lippen waren so dünn, daß sie, anstatt vorspringend zu seyn, mundeinwärts gingen; die Breite und Hervorragung der Backenknochen, ein untrügliches Anzeichen von Verschlagenheit, die eingedrückte Stirne, die Ausbauchung des Hinterhauptes, welches über höchst unaristokratische breite

Ohren weit hinaus reichte, wirkten zusammen, für jeden Physiognomisten einen fast abstossenden Character dem Gesichte dieser Person zu verleihen, welche in den Augen des Volkes wegen ihrer prächtigen Pferde, wegen des ungeheuern Diamanten, den sie in ihrem Hemde trug, und des rothen Bandes, das sich von einem Knopfloche seines Rockes bis zum andern erstreckte, sehr schätzbar war. Der Groom klopfte an das Fenster des Portiers, und fragte: „Wohnt nicht hier der Herr Graf von Monte-Christo?"

„Seine Excellenz wohnen hier," antwortete der Portier; „aber . . ." Er fragte Ali mit einem Blicke um Rath.

Ali machte ein verneinendes Zeichen.

„Aber?" fragte der Groom.

„Aber Seine Excellenz sind nicht zu sprechen," versetzte der Portier.

„Für diesen Fall ist hier die Karte meines Gebieters: Herr Baron Danglars. Sie werden Sie dem Grafen von Monte-Christo übergeben, und ihm sagen, daß mein Gebieter, im Begriffe sich in die Kammer zu verfügen, einen Umweg gemacht habe, um die Ehre zu haben, ihn zu sehen."

„Ich spreche mit Seiner Excellenz nicht," erwiederte der Portier: „dieß wird der Kammerdiener besorgen."

Der Groom kehrte zum Wagen zurück. „Nun?" fragte Danglars.

Der Knabe, von der empfangenen Lection ziemlich beschämt, meldete seinem Gebieter die vom Portier erhaltene Antwort.

„O! sagte Danglars, „dieser Herr ist also ein Prinz, da man ihn Excellenz nennt, und nur sein Kammerdiener das Recht hat, mit ihm zu sprechen; gleichviel, da ihm ein Credit bei mir eröffnet ist, werde ich ihn wohl sehen müssen, wenn er Geld will."

Und Danglars warf sich in den Fond seines Wagens zurück, und rief dem Kutscher so laut zu, daß man es auf der andern Seite der Straße hören konnte: „In die Deputirtenkammer!"

Durch ein Gitterfenster seines Pavillons hatte Monte-Christo, rechtzeitig in Kenntniß gesetzt, den Baron gesehen, und mit Hülfe einer vortrefflichen Lorgnette mit keiner geringeren Aufmerksamkeit studirt, als Herr Danglars zuvor darauf verwendete, das Haus, den Garten und die Livreen zu zergliedern. „Gewiß," sagte er mit einer Geberde der Anwiderung, indem er die Röhre seiner Lünette in ihr elfenbeinernes Gehäuse zurückschob, „gewiß, dieser Mann ist eine häßliche Creatur; wie sollte man nicht gleich das erstemal, da man ihn sieht, die Schlange an der abgeplatteten Stirne, den Geier am gewölbten Schädel, und den Mäusefalken am schneidenden Schnabel erkennen! Ali!" rief er; dann führte er einen Schlag auf die kupferne Glocke. Ali erschien. „Rufen Sie Bertuccio!" sagte er.

Im nämlichen Momente trat Bertuccio ein. „Eure Excellenz ließen mich rufen?" fragte der Intendant.

„Ja, mein Herr," erwiederte der Graf. „Haben Sie die Pferde gesehen, die so eben vor meiner Thüre hielten?"

„Allerdings, Excellenz; sie sind sehr schön."

„Wie kommt es," fragte Monte=Christo, die Stirne runzelnd, daß es, da ich doch die zwei schönsten Pferde in Paris von Ihnen verlangte, zwei andere, eben so schöne Pferde, wie die meinigen, in Paris giebt, und daß diese Pferde nicht in meinen Ställen sind?"

Bei dem Stirnerunzeln des Grafen, und bei dem strengen Tone dieser Stimme, senkte Ali den Kopf, und erblaßte.

„Das ist nicht Deine Schuld, guter Ali," sagte der Graf auf Arabisch mit einer Sanftmuth, die man weder in seiner Stimme, noch in seinem Gesichte finden zu können geglaubt hätte. „Du verstehst Dich nicht auf englische Pferde." Die Heiterkeit erschien wieder auf Ali's Zügen.

„Herr Graf," äußerte Bertuccio, „die Pferde, von denen Sie sprechen, waren nicht zu verkaufen."

Monte=Christo zuckte die Achseln. „Wissen Sie, Herr Intendant," entgegnete er, „daß Alles und immer an denjenigen verkauft wird, der den Preis zu bezahlen vermag."

„Herr Danglars hat sechzehntausend Francs dafür bezahlt, Herr Graf."

„Nun denn, man mußte ihm zweiunddreißigtausend dafür bieten, er ist Banquier, und ein Banquier läßt nie eine Gelegenheit unbenützt, sein Capital zu verdoppeln."

„Sprechen der Herr Graf ernstlich?" fragte Bertuccio.

Monte=Christo schaute den Intendanten wie ein Mann an, der darüber erstaunt, daß man eine Frage an ihn

zu stellen wagt. „Heute Abend," sagte er, „muß ich einen Besuch erwiedern; ich will, daß diese beiden Pferde mit einem neuen Geschirre an meinen Wagen gespannt setzen."

Bertuccio verbeugte und entfernte sich; bei der Thüre blieb er stehen. „Um wie viel Uhr gedenken Eure Excellenz diesen Besuch zu machen?" fragte er.

„Um fünf Uhr," antwortete Monte-Christo.

„Ich erlaube mir, Eurer Excellenz zu bemerken, daß es zwei Uhr ist," äußerte der Intendant.

„Ich weiß es," begnügte sich Monte-Christo zu erwiedern, dann kehrte er sich zu Ali, und sagte: „Lassen Sie alle Pferde vor Madame vorüberführen, damit sie das Gespann wähle, das ihr am meisten gefällt, und mir sagen lasse, ob sie mit mir diniren will; in diesem Falle wird man bei ihr auftragen; gehen Sie; im Hinuntergehen werden Sie mir den Kammerdiener schicken."

Ali war kaum verschwunden, als auch der Kammerdiener eintrat.

„Herr Baptistin," sagte der Graf, „Sie sind seit einem Jahre in meinem Dienste; das ist die Probezeit, die ich gewöhnlich für meine Leute bestimme; Sie entsprechen mir."

Baptistin verbeugte sich.

„Nun fragt es sich, ob ich Ihnen entspreche."

„O! Herr Graf!" beeilte sich Baptistin zu sagen.

„Hören Sie mich vollends an," fuhr der Graf fort. „Sie verdienen jährlich fünfzehnhundert Francs, das heißt: die Gehaltsbezüge eines guten und tapferen Offiziers, der täglich sein Leben wagt; Sie haben einen

Tisch, wie ihn sich viele Bureauchefs, unglückliche, unendlich beschäftigtere Diener, als Sie, wünschen würden. Obgleich ein Diener, haben Sie selbst wieder Diener, die für Ihre Wäsche und Effekten Sorge tragen. Außer Ihren fünfzehnhundert Francs Gehalt, stehlen Sie mir bei den Ankäufen, die Sie für meine Toilette machen, ungefähr fünfzehnhundert weitere Francs jährlich."

„O! Excellenz ..."

„Ich beklage mich nicht darüber, Herr Baptistin, das ist billig; inzwischen wünsche ich, daß es bei dem sein Bewenden habe. Sie würden also nirgend einen Posten wieder finden, gleich demjenigen, den Ihr gutes Glück Ihnen verschafft hat. Ich schlage meine Leute nie, ich fluche nie, ich gerathe nie in Zorn, ich verzeihe immer ein Versehen, niemals eine Nachlässigkeit, oder ein Vergessen. Meine Befehle sind gewöhnlich kurz, aber deutlich und genau; ich wiederhole sie lieber zwei= und dreimal, als daß ich sie falsch ausgelegt sehe. Ich bin reich genug, um Alles zu erfahren, was ich erfahren will, und ich bin sehr neugierig, ich sag's Ihnen. Wenn ich also vernähme, daß Sie gut oder böse von mir sprachen, meine Handlungen deuteten, mein Betragen überwachten, müßten Sie auf der Stelle mein Haus verlassen. Ich warne meine Diener nur einmal; Sie sind nun gewarnt, gehen Sie!

Baptistin verbeugte sich, und that drei bis vier Schritte, um sich zu entfernen.

„Apropos," fügte der Graf hinzu, „ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich jährlich eine Summe für Jeden von meinen Dienern anlege. Jene, die ich entlasse, ver=

lieren nothwendigerweise dieses Geld, das denjenigen Nutzen bringt, welche bleiben, und nach meinem Tode Anspruch darauf haben werden. Sie sind ein Jahr bei mir; Ihr Vermögen ist begonnen, setzen Sie es fort."

Diese in Ali's Gegenwart gehaltene Anrede, der untheilnehmend blieb, da er kein Wort Französisch verstand, brachte auf Herrn Baptistin eine Wirkung hervor, die alle Jene begreifen werden, welche die Physiologie des französischen Dieners ein wenig studirt haben.

„Ich werde trachten, mich in allen Punkten nach den Wünschen Eurer Excellenz zu benehmen," versetzte er; „übrigens werde ich mich nach Herrn Ali richten."

„O! keineswegs," entgegnete der Graf mit einer Marmorkälte. „Ali's gute Eigenschaften sind mit vielen Fehlern vermischt; nehmen Sie ihn also nicht zum Vorbilde, denn Ali ist eine Ausnahme; er bezieht keinen Gehalt, er ist kein Diener; er ist mein Sclave, er ist mein Hund; sollte er seine Pflicht nicht erfüllen, so würde ich ihn nicht fortjagen, ich würde ihn tödten."

Baptistin machte große Augen.

„Sie zweifeln?" fragte Monte-Christo. Und er wiederholte Ali auf Arabisch die nämlichen Worte, welche er so eben auf Französisch zu Baptistin gesagt hatte. Ali horchte, lächelte, näherte sich seinem Gebieter, ließ sich auf ein Knie nieder, und küßte ihm ehrerbietig die Hand. Diese kleine Bekräftigung der Lection steigerte die Verblüffung des Herrn Baptistin auf den höchsten Grad. Der Graf gab Baptistin ein Zeichen, fortzugehen, und Ali, ihm zu folgen. Beide gingen in sein Cabinet, und plauderten dort lange.

Um fünf Uhr that der Graf drei Schläge auf seine Glocke. Ein Schlag rief Ali, zwei Schläge riefen Baptistin, drei Schläge Bertuccio. Der Intendant trat ein.

„Meine Pferde!" sagte Monte-Christo.

„Sie sind am Wagen, Excellenz," erwiederte Bertuccio. „Werde ich den Herrn Grafen begleiten?"

„Nein; der Kutscher, Baptistin und Ali, sonst Niemand."

Der Graf ging hinab, und sah die Pferde an seinen Wagen angespannt, die er am Morgen am Wagen von Danglars bewundert hatte. An ihnen vorübergehend, warf er einen Blick auf sie. „Sie sind wirklich schön," sagte er, „und Sie haben wohl gethan, sie zu kaufen, nur geschah's ein wenig spät."

„Excellenz," versetzte Bertuccio, „es kostete mir große Mühe, sie zu bekommen, und sie waren sehr theuer."

„Sind deßhalb die Pferde weniger schön?" fragte der Graf, die Achseln zuckend.

„Wenn Eure Excellenz zufrieden sind," erwiederte Bertuccio, „dann ist Alles Recht. Wohin fahren Eure Excellenz?"

„Straße Chaussée d'Antin, zu Herrn Baron Danglars."

Dieses Gespräch wurde auf der Freitreppe oben gehalten. Bertuccio machte einen Schritt, um die erste Stufe hinabzusteigen.

„Warten Sie, mein Herr," sagte Monte-Christo, indem er ihn aufhielt. „Ich brauche ein Landgut an den Ufern des Meeres, etwa in der Normandie, zwischen Havre und Boulogne. Ich lasse Ihnen Zeit, wie Sie sehen. In dieser Besitzung müßte ein kleiner Hafen seyn, ein kleiner Schlupfhafen, eine kleine Bucht, wo

meine Corvette einlaufen, und worin sie vor Anker liegen kann; sie geht nur fünfzehn Fuß tief. Das Fahrzeug soll immer bereit seyn, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht in die See zu stechen, so wie es mir beliebt, ihm das Zeichen zu geben. Sie werden sich bei allen Notarien nach einer Besitzung mit jenen Eigenschaften, die ich Ihnen hier bezeichne, erkundigen; wenn Sie von einer solchen Kunde erhalten, werden Sie dieselbe besichtigen, und im Falle sie Ihnen entspricht, sie in Ihrem Namen kaufen. Die Corvette muß nach Fécamp auf dem Wege seyn, nicht wahr?"

„Ich sah sie am nämlichen Abende, da wir Marseille verließen, absegeln."

„Und die Jacht?"

„Die Jacht hat den Befehl, bei den Martigues *) zu bleiben."

„Gut! Sie werden von Zeit zu Zeit mit den beiden Patronen correspondiren, die sie commandiren, damit sie nicht einschlafen."

„Und dem Dampfschiffe ..."

„Das in Châlons ist?"

„Ja."

„Sind die nämlichen Befehle zu ertheilen, wie den beiden Segelschiffen."

„Gut!"

„Alsogleich nach dem Ankaufe dieser Besitzung, sind von zehn zu zehn Meilen, auf der Straße nach dem Norden, und auf der Strasse nach dem Süden, Relais für mich bereit zu halten."

*) Rhonemündungen. D. Ueb.

„Eure Excellenz können sich auf mich verlassen.“

Der Graf machte ein Zeichen der Befriedigung, ging die Stufen hinab, und sprang in seinen Wagen, der, von dem prächtigen Gespanne im Trabe fortgezogen, erst vor dem Hôtel des Banquier hielt.

Danglars führte den Vorsitz bei einer Eisenbahn-Commission; als man ihm den Besuch des Grafen von Monte-Christo meldete. Die Sitzung war übrigens beinahe zu Ende. Bei dem Namen des Grafen stand er auf. „Meine Herren,“ sagte er zu seinen Collegen, von denen einige ehrenwerthe Mitglieder der einen oder der andern Kammer waren, „verzeihen Sie mir, wenn ich Sie so verlasse; aber denken Sie sich, daß das Haus Thomson und French in Rom einen gewissen Grafen von Monte-Christo an mich adressirt, indem es ihm bei mir einen unbeschränkten Credit eröffnet. Das ist der drolligste Spaß, den meine auswärtigen Correspondenten sich mir gegenüber bisher erlaubt haben. Meiner Treue, Sie begreifen, daß die Neugier mich ergriffen hat, und noch gefesselt hält; ich bin diesen Morgen bei dem angeblichen Grafen vorgefahren. Wäre er ein wirklicher Graf, so würde er, wie Sie einsehen, nicht so reich seyn. Der Herr war nicht zu sprechen. Was dünkt Ihnen hievon? Sind es nicht Manieren einer Hoheit, oder einer schönen Frau, die Meister Monte-Christo annimmt? Uebrigens hat mir das in den Champs-Elysées gelegene Haus, das nach eingezogener Erkundigung ihm gehört, hübsch geschienen. Aber ein unbeschränkter Credit,“ fuhr Danglars mit seinem häßlichen Lächeln lachend fort, „macht den Banquier sehr anspruchsvoll, bei dem der

Credit eröffnet ist. Es drängt mich daher, unsern Mann zu sehen. Ich halte mich für mystifizirt. Aber die da unten wissen nicht, mit wem sie es zu thun haben; wer zuletzt lacht, lacht am Besten."

Indem er diese Worte sprach, und ihnen einen Nachdruck verlieh, der die Nüstern des Herrn Barons schwellte, verließ dieser seine Gäste, und trat in einen Salon, Weiß und Gold, der in der Chaussée d'Antin großes Aufsehen machte. Dort hatte er den Besucher einzuführen befohlen, um ihn bei der ersten Begegnung zu blenden. Der Graf stand da, einige Copien betrachtend, die man dem Banquier für Originale ausgegeben hatte, und die, obgleich sie Copien waren, gar nicht zu den goldenen Schnörkeln von allen Farben paßten, die den Plafond zierten. Bei dem Geräusche, das Danglars eintretend machte, kehrte der Graf sich um. Danglars grüßte leicht mit dem Kopfe, und gab dem Grafen ein Zeichen, sich in einen Lehnstuhl von vergoldetem Holze, mit weißem, golddroschirtem Atlaß überzogen, zu setzen. Der Graf setzte sich.

„Hab' ich die Ehre, mit Herrn von Monte-Christo zu sprechen?"

„Und ich," versetzte der Graf, „mit dem Herrn Barone Danglars, Ritter der Ehrenlegion, Mitglied der Kammer der Deputirten?"

Monte-Christo sagte alle Titel her, die er auf der Karte des Barons gefunden hatte. Danglars fühlte den Stich, und biß sich auf die Lippen. „Entschuldigen Sie mich, mein Herr," sagte er, „daß ich Ihnen nicht sogleich den Titel gab, unter welchem Sie mir gemeldet

wurden; aber wir leben, wie Sie wissen, unter einer volksthümlichen Regierung, und ich bin ein Repräsentant der Interessen des Volkes."

„So zwar," erwiederte Monte=Christo, „daß Sie, obgleich die Gewohnheit beibehaltend, sich Baron nennen zu lassen, jene verloren, Andere Graf zu nennen."

„Ah! ich für meinen Theil lege keinen Werth darauf, mein Herr," entgegnete Danglars nachläßig; „sie ernannten mich zum Barone und Ritter der Ehrenlegion wegen einiger geleisteten Dienste; aber . . ."

„Aber Sie entsagten Ihren Titeln, wie es ehedem die Herren von Montmorency und von Lafayette machten? Da gab es ein schönes Beispiel zu befolgen, mein Herr."

„Nicht so ganz," versetzte Danglars verlegen, „für die Diener, Sie begreifen . . ."

„Ja, Sie heißen Monseigneur für Ihre Leute, Monsieur für die Journalisten, und Bürger für Ihre Committenten. Das sind auf die constitutionelle Regierung sehr anwendbare Abstufungen. Ich begreife vollkommen."

Danglars biß sich auf die Lippen; er sah, daß er auf diesem Felde Monte=Christo nicht gewachsen war; er versuchte daher, auf ein Feld zu kommen, mit dem er vertrauter war. „Herr Graf," sagte er, sich verbeugend, „ich habe einen Avisobrief von dem Hause Thomson und French erhalten."

„Ich bin darüber sehr erfreut, Herr Baron. Erlauben Sie mir, mit Ihnen umzugehen, wie Ihre Leute mit Ihnen umgehen; das ist eine schlimme, in den Ländern angenommene Gewohnheit, wo es gerade deßhalb noch

Barone giebt, weil man deren keine mehr macht. Ich bin darüber sehr erfreut, sag' ich; ich werde nicht nöthig haben, selbst zu erscheinen, was immer ziemliche Verlegenheit bereitet. Sie empfingen also einen Avisobrief, sagten Sie?"

„Ja," antwortete Danglars, „aber ich bekenne Ihnen, daß ich den Sinn desselben nicht vollkommen begriffen habe."

„Pah!"

„Und ich hatte sogar die Ehre, bei Ihnen vorzufahren, um Sie um einige Aufschlüsse zu ersuchen."

„Thun Sie es, mein Herr, da bin ich; ich höre Sie an, und bin bereit, Ihnen zu antworten."

„Ich habe diesen Brief bei mir, glaub' ich," sagte Danglars. Er suchte in seiner Tasche. „Ja, da ist er. Dieser Brief eröffnet dem Herrn Grafen von Monte-Christo einen unbeschränkten Credit bei meinem Hause."

„Wohlan, Herr Baron, was finden Sie darin dunkel?"

„Nichts, mein Herr; nur das einzige Wort unbeschränkt . . ."

„Nun denn, ist dieß kein französisches Wort? . . . Sie begreifen, es sind Anglodeutsche, welche schreiben."

„O! allerdings, mein Herr, und hinsichtlich der Wortfügung läßt sich nichts einwenden, aber der gleiche Fall ist's nicht in Bezug auf die rechnerische Bedeutung."

„Ist etwa das Haus Thomson und French," fragte Monte-Christo mit der treuherzigsten Miene, die ihm nur immer möglich war, „nach Ihrer Meinung nicht vollkommen sicher, Herr Baron? Teufel, dieß wäre mir

sehr unangenehm, da ich einige Gelder bei demselben angelegt habe."

„Ah! vollkommen sicher," versetzte Danglars mit einem fast spöttischen Lächeln; „aber das Wort unbeschränkt ist in Bezug auf Finanzen so unbestimmt..."

„Daß es unbeschränkt ist, nicht wahr?" sagte Monte-Christo."

„Gerade dieß ist's, was ich sagen wollte, mein Herr. Nun aber ist das Unbestimmte der Zweifel, und der Weise sagt: im Zweifel enthalte Dich."

„Was bedeutet," entgegnete Monte-Christo, „daß, wenn das Haus Thomson und French geneigt ist, Thorheiten zu begehen, das Haus Danglars keine Lust hat, ihrem Beispiele zu folgen."

„Wie so, Herr Graf?"

„Ja, gewiß, die Herren Thomson und French machen die Geschäfte ohne Zahlen; aber Herr Danglars hat für die seinigen eine Grenze; das ist ein weiser Mann, wie er so eben erst sagte."

„Mein Herr," versetzte der Banquier stolz, „es hat noch Niemand mit meiner Kasse abgerechnet."

„Dann scheint es," entgegnete Monte-Christo kaltblütig, „daß ich anfangen werde."

„Wer sagt Ihnen dieß?"

„Ich entnehme es aus den Aufschlüssen, die Sie von mir verlangen, und die sehr viel Aehnlichkeit mit Unschlüssigkeiten haben."

Danglars biß sich auf die Lippen; dieß war das Zweitemal, daß er von diesem Manne geschlagen wurde, und dießmal auf einem Felde, welches das seinige war.

Seine spöttische Artigkeit war nur erkünstelt, und streifte an das so nahe Extrem, die Impertinenz. Monte-Christo dagegen lächelte auf die anmuthigste Weise von der Welt, und besaß, wenn er wollte, eine gewisse treuherzige Miene, die ihm so viele Vortheile verlieh."

„Nun, mein Herr," sagte Danglars nach einer Pause des Schweigens, „ich will versuchen, mich verständlich zu machen, indem ich Sie bitte, selbst die Summe zu bestimmen, die Sie bei mir zu erheben gedenken."

„Aber, mein Herr," erwiederte Monte-Christo, entschlossen, in der Erörterung keinen Zoll vom Boden zu verlieren, „indem ich verlangte, daß man mir einen unbeschränkten Credit bei Ihnen eröffne, geschah's gerade deßhalb, weil ich nicht wußte, welche Summen ich nöthig haben würde."

Der Banquier glaubte, daß der Augenblick endlich gekommen sey, die Oberhand zu gewinnen; er lehnte sich in seinem Armstuhle zurück, und sagte mit einem tölpischen und hochmüthigen Lächeln: „O! mein Herr, fürchten Sie nicht, zu wünschen; Sie werden sich dann überzeugen können, daß die Ziffer des Hauses Danglars, wie beschränkt sie auch sey, den größten Anforderungen zu genügen vermöge, und sollten Sie auch eine Million verlangen..."

„Was beliebt?" sagte Monte-Christo.

„Ich sage eine Million," wiederholte Danglars mit dem Dünkel der Albernheit.

„Und was thäte ich mit einer Million?" fragte der Graf. „Guter Gott! mein Herr, wenn ich nur eine Million gebraucht hätte, so würde ich auf eine solche Kleinigkeit mir keinen Credit bei Ihnen haben eröffnen

lassen. Eine Million! Ei, eine Million hab' ich immer in meinem Portefeuille oder in meinem Reisekästchen."

Und Monte-Christo zog aus einer kleinen Schreibtafel, worin seine Visitenkarten lagen, zwei Anweisungen auf die Schatzkammer, jede zu fünfmalhunderttausend Francs, an den Inhaber zahlbar. Einen Mann, wie Danglars, mußte man zu Boden schlagen, nicht reizen. Der Keulenschlag that seine Wirkung; der Banquier wankte, und bekam den Schwindel; er sperrte gegen Monte-Christo zwei verblüffte Augen auf, deren Sterne sich furchtbar erweiterten.

„Gestehen Sie mir nur," sagte Monte-Christo, „daß Sie dem Hause Thomson und French mißtrauen? Mein Gott, das ist ganz natürlich! Ich habe diesen Fall vorhergesehen, und obgleich den Geschäften ziemlich fremd, meine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Sehen Sie hier zwei andere Briefe, eben solche, wie jener, der an Sie adressirt wurde: der Eine ist vom Hause Arnstein und Eskeles in Wien, an den Herrn Baron von Rothschild, der Andere ist vom Hause Baring in London, an Herrn Laffitte. Sprechen Sie ein Wort, mein Herr, und ich werde Sie jeder Bedenklichkeit überheben, indem ich mich an das eine oder das andere dieser beiden Häuser wende."

Es war um ihn geschehen, Danglars besiegt; er öffnete mit sichtbarem Zittern den Brief aus Deutschland und den Brief aus London, die ihm der Graf mit der Fingerspitze reichte, und prüfte die Aechtheit der Unterschriften mit einer Sorgfalt, die Monte-Christo beleidiget hätte, wäre sie nicht eine Folge der Verblüffung des Banquiers gewesen.

„O! mein Herr, das sind drei Unterschriften, die wohl Millionen werth sind," sagte Danglars, sich erhebend, wie um die in diesem Manne, der vor ihm stand, personifizirte Goldmacht zu begrüßen. „Drei unbeschränkte Credite bei drei Häusern! Verzeihen Sie mir, Herr Graf, aber wenn man auch zu mißtrauen aufhört, kann man noch erstaunt bleiben."

„O! ein Haus, wie das Ihrige, sollte nicht so erstaunen!" erwiederte Monte-Christo mit seiner ganzen Artigkeit; „Sie werden mir also einiges Geld schicken können; nicht wahr?"

„Sprechen Sie, Herr Graf, ich stehe Ihnen zu Befehl."

„Wohlan," entgegnete Monte-Christo, „da wir uns jetzt verständiget haben, denn wir haben uns verständiget, nicht wahr?"

Danglars machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen.

„Und Sie hegen kein Mißtrauen mehr?" fuhr Monte-Christo fort.

„O! Herr Graf," rief der Banquier aus, „ich habe nie Mißtrauen gehegt."

„Nein; Sie wünschten einen Beweis, weiter nichts. Wohlan," wiederholte der Graf, „da wir uns jetzt verständiget haben, da Sie jetzt kein Mißtrauen mehr hegen, bestimmen wir, wenn es Ihnen gefällig ist, eine Hauptsumme für das erste Jahr, etwa sechs Millionen."

„Sechs Millionen, meinetwegen!" äußerte Danglars mit beklommenem Athem.

„Wenn ich mehr bedarf," fuhr Monte-Christo gleich-

gültig fort, „werden wir mehr ansetzen; aber ich gedenke nicht länger als ein Jahr in Frankreich zu bleiben, und während eines Jahres glaube ich diese Ziffer nicht zu überschreiten... je nun, wir werden sehen... Wollen Sie mir gefälligst, um anzufangen, morgen fünfmalhunderttausend Francs bringen lassen; ich werde um Mittag zu Hause seyn, und übrigens sollte ich nicht zu Hause seyn, meinem Intendanten eine Empfangsquittung zurücklassen."

„Das Geld wird morgen früh um zehn Uhr bei Ihnen seyn, Herr Graf," versetzte Danglars. „Wollen Sie Gold, Banknoten oder Silber?"

„Zur Hälfte Gold, zur Hälfte Banknoten, wenn es Ihnen beliebt." Und der Graf stand auf..

„Ich muß Ihnen etwas bekennen, Herr Graf," sagte nun Danglars; „ich glaubte genaue Kunde von allen großen Vermögen in Europa zu besitzen, und doch war mir das Ihrige, das mir beträchtlich scheint, ich gesteh's, völlig unbekannt; ist es neu?"

„Nein, mein Herr," antwortete Monte-Christo, „es ist im Gegentheile von sehr altem Datum: es war eine Art von Familienschatz, der nicht angegriffen werden durfte, und dessen angehäufte Interessen das Capital verdreifachten; die vom Erblasser festgesetzte Zeit ist erst seit einigen Jahren abgelaufen, ich benütze es also erst seit einigen Jahren, und Ihre Unkunde in dieser Beziehung ist ganz natürlich; zudem werden Sie das Vermögen in einiger Zeit besser kennen." Und der Graf begleitete diese Worte mit jenem blassen Lächeln, das Franz von Epinay so große Furcht einjagte.

„Mit Ihrem Geschmacke und Ihren Plänen, mein Herr," fuhr Danglars fort, „werden Sie in der Hauptstadt einen Luxus entfalten, der alle uns übrige kleine Millionäre vernichten wird; da Sie mir ein Gemälde-Liebhaber zu seyn scheinen, denn als ich eintrat, besahen Sie meine Bilder, so bitte ich Sie um die Erlaubniß, Ihnen meine Gallerie zu zeigen; lauter alte Gemälde, lauter Gemälde von Meistern, als solche garantirt; ich liebe die modernen nicht."

„Sie haben Recht, mein Herr, denn sie besitzen im Allgemeinen einen großen Fehler, nämlich: daß sie noch nicht Zeit gehabt haben, alte zu werden."

„Darf ich Ihnen einige Statuen von Thorwaldsen, Bartolini, Canova zeigen, lauter ausländische Künstler? Wie Sie sehen, schätze ich die französischen Künstler nicht."

„Sie haben das Recht, gegen sie ungerecht zu seyn, mein Herr; es sind Ihre Landsleute."

„Doch all' das wird späterhin geschehen, wenn wir nähere Bekanntschaft gemacht haben; für heute werde ich mich begnügen, woferne Sie es erlauben, Sie der Frau Baronin Danglars vorzustellen; entschuldigen Sie meinen Eifer, Herr Graf, aber ein Client, wie Sie, bildet fast einen Theil der Familie."

Monte-Christo verbeugte sich zum Zeichen, daß er die Ehre annehme, welche der Finanzmann ihm gütigst erweisen wollte. Danglars schellte; ein Lakei, mit einer glänzenden Livrée angethan, erschien. „Ist die Frau Baronin zu Hause?" fragte Danglars.

„Ja, Herr Baron," antwortete der Lakei.

„Allein?“

„Nein, Madame haben Gesellschaft.“

„Es wird nicht indiscret seyn, Sie in Gegenwart von Jemanden vorzustellen, nicht wahr, Herr Graf? Sie bewahren das Incognito nicht?“

„Nein, Herr Baron,“ antwortete Monte-Christo lächelnd, „ich erkenne mir dieses Recht nicht zu.“

„Und wer ist bei Madame? Herr Debray?“ fragte Danglars mit einer Gutmüthigkeit, über die Monte-Christo heimlich lächeln mußte, der über die durchsichtigen Geheimnisse des Innern des Finanzmannes bereits aufgeklärt war.

„Herr Debray, ja, Herr Baron,“ erwiederte der Lakei.

Danglars machte ein Zeichen mit dem Kopfe, dann sagte er, zu Monte-Christo sich wendend: „Herr Lucien Debray ist ein alter Freund von uns, geheimer Secretär des Ministers des Innern; meine Frau hat, indem sie mich heirathete, dem Adel entsagt, denn sie gehört einer alten Familie an; sie ist ein Fräulein von Servières, Wittwe aus erster Ehe vom Herrn Obersten Marquis von Margonne.“

„Ich habe nicht die Ehre, die Frau Baronin Danglars zu kennen; aber Herrn Lucien Debray traf ich schon.“

„Pah!“ sagte Danglars, „wo denn?“

„Bei Herrn von Morcerf.“

„Ah! Sie kennen den kleinen Vicomte?“ versetzte Danglars.

„Wir waren zur Zeit des Carnevals miteinander in Rom.“

„Ah! ja,“ sagte Danglars, „hab' ich nicht von einem sonderbaren Abenteuer mit Banditen, mit Räubern in Ruinen sprechen hören? Er wurde auf eine wundersame Weise daraus befreit. Ich glaube, daß er etwas von allem dem nach seiner Rückkehr aus Italien meiner Frau und meiner Tochter erzählt hat.“

„Die Frau Baronin erwarten diese Herren,“ meldete der zurückkehrende Lakei.

„Ich gehe voraus, um Ihnen den Weg zu zeigen,“ sagte Danglars mit einer Verbeugung.

„Und ich folge Ihnen,“ erwiederte Monte-Christo.

Das apfelgraue Gespann.

Der Baron, vom Grafen gefolgt, durchschritt eine lange Reihe von Gemächern, merkwürdig wegen ihrer schwerfälligen Pracht und ihres prunkenden schlechten Geschmackes, und gelangte zum Boudoir von Madame Danglars, einem kleinen, achteckigen, mit rosafarbenem Atlasse ausgeschlagenen, und mit indischem Mousseline drapirten Cabinete; die Lehnstühle von altem vergoldeten Holze waren mit alten Stoffen überzogen; die Thürstücke stellten Schäfereien im Genre von Boucher vor; zwei hübsche Pastellgemälde in Medaillonform, mit der übrigen Einrichtung harmonirend, erhoben dieses kleine Zimmer zu dem einzigen Gemache des Hôtels von einigem Character; dieß war nur deßhalb der Fall, weil es dem allgemeinen, zwischen Herrn Danglars und seinem Baumeister, einer der höchsten und ausgezeichnetsten Berühmtheiten des Kaiser-

reiches, entworfenen Plane entging, und die Ausschmückung die Baronin und Lucien Debray sich allein vorbehalten hatten. Daher verachtete Herr Danglars, ein großer Bewunderer des Antiken, so wie es das Directorium auffaßte, dieses kokette kleine Cabinet sehr, wohin ihm übrigens in der Regel der Zutritt nur unter der Bedingung gestattet war, sein Erscheinen durch das Mitbringen von Jemanden zu entschuldigen; eigentlich stellte also nicht Danglars vor, sondern e r wurde vorgestellt, und gut oder schlecht empfangen, je nachdem das Gesicht des Besuchers der Gräfin angenehm oder unangenehm war. Madame Danglars, deren Schönheit ungeachtet ihrer sechsunddreißig Jahre noch erwähnt zu werden verdiente, saß an ihrem Pianoforte, einem kleinen Meisterstücke von eingelegter Arbeit, während Lucien Debray, an einem Arbeitstische sitzend, in einem Album blätterte.

Lucien hatte schon vor der Ankunft des Grafen Zeit gehabt, der Baronin viele auf diesen bezügliche Dinge zu erzählen. Man weiß, welchen großen Eindruck Monte-Christo, während des Frühstückes bei Albert, auf seine Mitgäste machte; dieser Eindruck war bei dem doch so wenig eindruckfähigen Debray noch nicht verwischt, und die von ihm der Baronin über den Grafen gegebenen Aufschlüsse bethätigten dieß. Die Neugier von Madame Danglars, durch die früheren von Morcerf vernommenen Einzelheiten, und durch die neuen, von Lucien mitgetheilten Details angeregt, war also auf den höchsten Grad gestiegen. Daher war diese Anordnung mit dem Pianoforte und dem Album, nur eines von jenen kleinen listi-

gen Mitteln der vornehmen Welt, mit deren Hülfe man die stärksten Gemüthsbewegungen verschleiert. Die Baronin empfing folglich Herrn Danglars mit einem Lächeln, was bei ihr nichts Gewöhnliches war. Der Graf erhielt für seine Begrüßung eine feierliche, aber zugleich huldvolle Verneigung. Lucien dagegen wechselte mit dem Grafen einen Gruß von halber Bekantschaft, und mit Danglars eine Vertraulichkeitsgeberde.

„Frau Baronin," sagte Danglars, „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Herrn Grafen von Monte-Christo vorstelle, der von meinen Correspondenten in Rom mit den dringendsten Empfehlungen an mich adressirt ist; ich brauche nur ein Wort über ihn zu sagen, das ihn augenblicklich zum Lieblinge aller unserer schönen Damen machen wird; er kommt in der Absicht nach Paris, ein Jahr dort zu bleiben, und während dieses Jahres sechs Millionen auszugeben; dieß verheißt eine Reihe von Bällen, Mittagsessen, Mitternachtschmäusen, hinsichtlich welcher, wie ich hoffe, der Herr Graf uns eben so wenig vergessen wird, als wir selbst bei unsern kleinen Festen ihn vergessen werden."

Obgleich die Vorstellung ziemlich derb lobrednerisch war, so ist es doch im Allgemeinen eine so seltene Sache, daß Jemand nach Paris kommt, um in einem Jahre ein fürstliches Vermögen auszugeben, daß Madame Danglars auf den Grafen einen Blick war, in dem ein gewisses Interesse nicht zu verkennen war.

„Und Sie sind angekommen, mein Herr...." fragte die Baronin.

„Seit gestern früh, Madame."

„Und Sie kommen, nach Ihrer Gewohnheit, wie man mir sagte, vom Ende der Welt."

„Dießmal ganz einfach aus Cadix, Madame."

„O! Sie kommen in einer abscheulichen Jahreszeit an; Paris ist im Sommer unausstehlich; es giebt da weder Bälle, noch Versammlungen, noch Feste. Die italienische Oper ist in London, die französische Oper überall, nur nicht in Paris, und was das Theatere Français betrifft, so wissen Sie, daß es nirgends mehr ist. Es bleiben uns also keine anderen Zerstreuungen mehr, als einige armselige Pferderennen auf dem Marsfelde und zu Satory. Werden Sie mitrennen lassen, Herr Graf?"

„Ich werde Alles thun, Madame," antwortete Monte-Christo, „was man in Paris thut, wenn ich das Glück habe, Jemand zu finden, der mich in Bezug auf französische Gewohnheiten entsprechend unterrichtet."

„Sie sind Pferdeliebhaber, Herr Graf?"

„Ich habe einen Theil meines Lebens im Orient zugebracht, Madame, und die Orientalen, wie Sie wissen, schätzen nur zwei Dinge auf der Welt, den Adel der Pferde, und die Schönheit der Frauen."

„Ah! Herr Graf," erwiederte die Baronin, „Sie hätten so galant seyn sollen, die Frauen zuerst zu nennen."

„Sie sehen, Madame, daß ich sehr Recht hatte, als ich so eben einen Lehrer wünschte, der mich mit den französischen Gewohnheiten vertraut machen könnte."

In diesem Momente trat die Lieblingszofe der Frau Baronin Danglars ein, näherte sich ihrer Gebieterin, und

flüsterte ihr einige Worte in's Ohr. Madame Danglars erblaßte. „Unmöglich!" sagte sie.

„Und doch ist's volle Wahrheit, Madame," versetzte die Zofe.

Madame Danglars wendete sich zu ihrem Gatten.

„Ist's wahr, mein Herr?" fragte die Baronin.

„Was, Madame?" fragte Danglars, sichtbar ergriffen.

„Was mir dieses Mädchen sagte..."

„Und was sagte es Ihnen?"

„Es sagte mir, daß mein Kutscher in dem Momente, da er meine Pferde an meinen Wagen spannen wollte, sie nicht mehr im Stalle fand; was bedeutet dieß, ich frage Sie?"

„Madame," antwortete Danglars, „hören Sie mich an."

„O! ich höre Sie an, mein Herr, denn ich bin neugierig zu erfahren, was Sie mir sagen werden; ich werde diese Herren zu Richtern zwischen uns machen, und will damit beginnen, sie in Kenntniß zu setzen, wie die Sache sich verhält: Meine Herren," fuhr die Baronin fort, „der Herr Baron Danglars hat zehn Pferde im Stalle; unter diesen zehn Pferden sind zwei, die mein gehören, zwei charmante Pferde, die schönsten Pferde von Paris; Sie kennen Sie, Herr Debray, meine apfelgrauen. Nun denn, in dem Momente, da Frau von Villefort meinen Wagen entlehnt, da ich ihn ihr auf morgen zu einer Fahrt in's Boulognerwäldchen zusagte, sind die beiden Pferde nicht mehr zu finden. Herr Danglars wird einige tausend Francs dabei zu gewinnen Gelegenheit gefunden, und sie verkauft haben. O! mein Gott! was für ein garstiges Volk sind die Speculanten!"

„Madame," erwiederte Danglars, „die Pferde waren zu lebhaft, kaum vier Jahre alt; sie jagten mir Ihretwegen furchtbare Aengsten ein."

„Ei, mein Herr," entgegnete die Baronin, „Sie wissen wohl, daß ich seit einem Monate den besten Kutscher von Paris in meinem Dienste habe, woferne Sie ihn jedoch nicht sammt den Pferden verkauft haben."

„Liebe Freundin, ich werde eben solche für Sie auftreiben, sogar schönere, wenn sie zu bekommen sind, aber sanfte, ruhige Pferde, und die mir keinen solchen Schrecken mehr verursachen."

Die Baronin zuckte die Achseln mit einer Miene tiefer Verachtung. Danglars schien diese mehr als eheliche Geberde nicht zu bemerken, und sagte, zu Monte-Christo sich wendend: „Ich bedauere wahrhaftig, Sie nicht früher gekannt zu haben, Herr Graf; Sie richten Ihr Haus ein?"

„Ja," antwortete der Graf.

„Ich hätte sie Ihnen vorgeschlagen. Stellen Sie sich vor, ich gab sie für eine Kleinigkeit hin, aber, wie gesagt, ich wollte sie mir vom Halse schaffen: das sind Pferde für einen jungen Mann."

„Mein Herr," versetzte der Graf, „ich danke Ihnen; ich kaufte diesen Morgen ziemlich gute und nicht gar theuer. Da, sehen Sie, Herr Debray, Sie sind Pferdeliebhaber, glaub' ich?"

Während Debray an das Fenster trat, näherte sich Danglars seiner Frau. „Denken Sie sich, Madame," flüsterte er ihr ganz leise zu, „daß man mir einen unmäßigen Preis für diese Pferde geboten hat. Ich weiß

nicht, wer der Narr ist, der, im besten Zuge, sich zu ruiniren, heute früh seinen Intendanten zu mir schickte, aber so viel ist richtig, daß ich sechszehntausend Francs dabei gewann; schmollen Sie nicht mit mir, und ich werde Ihnen viertausend und Eugenien zweitausend davon schenken."

Madame Danglars warf ihrem Gatten einen vernichtenden Blick zu.

„O! mein Gott!" rief Debray aus.

„Was denn?" fragte die Baronin.

„Ich täusche mich nicht, es sind Ihre Pferde, Ihre eigenen Pferde, an den Wagen des Grafen gespannt."

„Meine apfelgrauen Pferde!" rief Madame Danglars aus.

Und sie eilte an's Fenster. „Sie sind's wirklich!" sagte sie.

Danglars war verblüfft.

„Ist's möglich?" äußerte Monte-Christo, den Erstaunten spielend.

„Es ist unglaublich!" murmelte der Banquier.

Die Baronin flüsterte Debray einige Worte in's Ohr, der sich ebenfalls Monte-Christo näherte. „Die Baronin läßt Sie fragen, wie theuer ihr Gatte ihre Pferde an Sie verkauft hat."

„Ich weiß es eben nicht genau," erwiederte der Graf; „es ist eine Ueberraschung, die mein Intendant mir bereitet, und . . . und die mir dreißigtausend Francs gekostet hat, glaub' ich."

Debray brachte der Baronin die Antwort. Danglars

war so blaß, und so sehr aus der Fassung gebracht, daß der Graf Mitleiden mit ihm zu haben schien. „Sehen Sie," sagte er zu ihm, „wie undankbar die Frauen sind: diese Vorsicht von Ihrer Seite rührte die Baronin nicht einen Augenblick; undankbar ist nicht das rechte Wort, verrückt sollte ich sagen. Aber was wollen Sie? Man liebt immer, was schadet; daher ist es immer das Kürzeste, glauben Sie mir, lieber Baron, sie nach ihrem Kopfe handeln zu lassen; wenn sie ihn sich zerschmettern, meiner Treue, so können sie sich wenigstens die Schuld nur selbst beimessen."

Danglars antwortete nicht; er sah in naher Zukunft eine traurige Scene voraus; schon runzelte die Frau Baronin die Stirne, was, wie bei dem olympischen Jupiter, einen Sturm weissagte; Debray, der sein Zunehmen merkte, gab ein Geschäft vor, und ging fort. Monte-Christo, der durch ein längeres Verweilen die Stellung nicht verderben wollte, die er zu gewinnen gedachte, schied mit einer Verbeugung von Madame Danglars, und überlieferte den Baron dem Zorne seiner Frau.

„Gut!" dachte Monte-Christo im Fortgehen, „ich habe erreicht, was ich erreichen wollte; da halte ich nun den häuslichen Frieden in meiner Hand, und kann mit einem einzigen Schlage das Herz des Herrn, und das Herz von Madame gewinnen, welches Glück! Aber," fügte er bei, „bei allem dem bin ich dem Fräulein Eugenie Danglars nicht vorgestellt worden, deren Bekanntschaft zu machen mir jedoch sehr angenehm gewesen wäre. Je nun," fuhr er mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln

fort, wir sind ja jetzt in Paris, und haben Zeit vor uns... Es wird später geschehen!..."

Mit dieser Erwägung stieg der Graf in den Wagen, und kehrte heim. Zwei Stunden nachher erhielt Madame Danglars einen charmanten Brief vom Grafen von Monte-Christo, worin er erklärte, daß er, nicht gesonnen, sein erstes Auftreten in der vornehmen Pariserwelt mit dem Betrüben einer schönen Dame zu beginnen, sie bitte, ihre Pferde zurückzunehmen. Sie trugen das nämliche Geschirr, worin sie dieselben am Morgen sah, nur hatte er in den Mittelpunkt jeder rosenförmigen Bandschleife auf den Ohren der Pferde, einen Diamanten nähen lassen. Auch Danglars erhielt seinen Brief. Der Graf bat ihn um die Erlaubniß, der Baronin diese Grille eines Millionärs zustellen zu dürfen, und fügte die Bitte um Entschuldigung der orientalischen Manieren bei, mit denen die Zurücksendung der Pferde geschehen sey. Am Abende fuhr Monte-Christo, von Ali begleitet, nach Auteuil. Am andern Tage, gegen drei Uhr, trat Ali, durch einen Schlag auf die Glocke gerufen, in das Cabinet des Grafen. „Ali," sagte er zu ihm, „Du hast mir oft Deine Geschicklichkeit gerühmt, den Lasso *) zu werfen?"

Ali machte ein bejahendes Zeichen, und richtete sich stolz empor.

„Gut!... Du könntest also mit dem Lasso einen Ochsen aufhalten?"

Ali machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen.

„Einen Tiger?"

*) Ein mit Blei beschlagener Riemen. D. Ü.

Ali machte das nämliche Zeichen.

„Einen Löwen?“

Ali machte die Geberde eines den Lasso werfenden Mannes, und ahmte ein ersticktes Brüllen nach.

„Gut, ich begreife,“ sagte Monte-Christo, „Du hast den Löwen gejagt.“

Ali machte ein stolzes Zeichen mit dem Kopfe.

„Könntest Du aber zwei durchgehende Pferde in ihrem Laufe aufhalten?“

Ali lächelte.

„Wohlan, höre,“ erwiederte Monte-Christo; „gleich wird ein von zwei durchgehenden apfelgrauen Pferden fortgerissener Wagen kommen, von den nämlichen Pferden, die ich gestern hatte. Du mußt diesen Wagen vor meiner Thüre aufhalten, müßtest Du Dich auch zerstampfen lassen.“

Ali ging auf die Straße, und zog vor der Thüre eine Linie über das Pflaster; dann kehrte er zurück, und wies die Linie dem Grafen, der ihm mit den Augen gefolgt war. Der Graf klopfte ihm sachte auf die Schulter; dieß war seine Art, Ali zu danken; dann ging der Nubier hinab, um seine türkische Pfeife auf dem großen Steine zu rauchen, der die Ecke des Hauses und der Straße bildete, während Monte-Christo zurücktrat, ohne sich weiter darum zu bekümmern. Gegen fünf Uhr jedoch, das heißt: zur Stunde, da der Graf den Wagen erwartete, hätte man fast unmerkbare Zeichen einer leichten Ungeduld bei ihm sich kundgeben sehen; er spazierte in einem Zimmer auf und ab, das auf die Straße ging, pausenweise horchend, und dem Fenster sich

nähernd, durch welches er sah, wie Ali Rauchwolken mit einer Regelmäßigkeit von sich blies, die anzeigte, daß der Nubier sich ganz seinem wichtigen Geschäfte hingab. Plötzlich hörte man ein fernes Rollen, das sich jedoch mit Blitzesschnelligkeit näherte; dann erschien eine Kalesche, deren Kutscher vergebens die Pferde zurückzuhalten suchte, welche wüthend, mit gesträubten Haaren, in rasenden Sätzen springend herantobten. Eine junge Frau und ein Kind von sieben bis acht Jahren, die in der Kalesche sich umarmt hielten, hatten durch das Uebermaß von Schrecken sogar die Kraft verloren, einen Schrei auszustossen; ein Stein unter dem Rade, oder das Anstreifen an einen Baum, würde genügt haben, den krachenden Wagen völlig zu zerschmettern. Der Wagen flog mitten auf dem Pflaster dahin, und man hörte die Schreckensschreie derjenigen auf der Straße, die ihn kommen sahen. Plötzlich legte Ali seine türkische Pfeife weg, zieht den Lasso aus seiner Tasche, schleudert ihn, umwickelt dreifach die Vorderbeine des Sattelroßes, läßt sich durch die Heftigkeit des Schwunges drei bis vier Schritte weit fortschleppen; aber nach diesen drei bis vier Schritten stürzt das gefesselte Pferd zusammen, fällt auf die Langwiede, die es zerbricht, und lähmt die Anstrengungen, welche das stehengebliebene Pferd macht, um seinen Lauf fortzusetzen; der Kutscher benützt diesen augenblicklichen Verzug, um von seinem Bocke herabzuspringen; aber schon hat Ali die Nüstern des zweiten Pferdes mit seinen ehernen Fingern gepackt, und das vor Schmerz wiehernde Thier sich convulsivisch neben ...nen Gefährten hingestreckt. Zu allem dem war nicht

mehr Zeit nöthig, als für die Kugel, um ihr Ziel zu erreichen. Sie genügte jedoch dazu, daß aus dem Hause, dem gegenüber der Unfall sich ereignete, ein von einigen Dienern gefolgter Mann stürzte: in dem Momente, da der Kutscher den Schlag öffnet, hebt er aus der Kalesche die Dame, welche sich mit der einen Hand an den Polster klammert, während sie mit der andern ihr ohnmächtiges Kind an ihre Brust drückt. Monte-Christo trug Beide in den Salon, legte sie auf eine Canapé, und sagte: „Fürchten Sie nichts mehr, Madame, Sie sind gerettet."

Die Frau kam zu sich, und wies ihm statt aller Antwort ihren Sohn mit einem beredteren Blicke, als alle Bitten. Das Kind war wirklich noch immer ohnmächtig.

„Ja, Madame, ich begreife," sagte der Graf, das Kind genau untersuchend; „aber seyen Sie ruhig, es ist ihm kein Unglück widerfahren, und nur die Furcht versetzte ihn in diesen Zustand."

„O! mein Herr," rief die Mutter, „sagen Sie dieß nicht, um mich zu beruhigen? Sehen Sie, wie blaß er ist! Mein Sohn! Mein Kind! Mein Eduard! antworte doch Deiner Mutter! Ah! mein Herr, lassen Sie einen Arzt holen; mein Vermögen dem, der mir meinen Sohn wieder giebt!"

Monte-Christo machte mit der einen Hand eine Geberde, um die in Thränen schwimmende Mutter zu beschwichtigen, öffnete ein Kästchen, zog ein Fläschchen von böhmischem Glase, mit Gold eingelegt, heraus, eine rothe, blutähnliche Flüssigkeit enthaltend, von welcher er einen

einzigen Tropfen auf die Lippen des Kindes träufen ließ. Das Kind, obgleich noch immer blaß, öffnete alsogleich die Augen wieder. Bei diesem Anblicke ging die Freude der Mutter fast in Wahnsinn über. „Wo bin ich?“ rief sie aus, „und wem verdanke ich so viel Glück nach einem so schmerzlichen Unfalle?“

„Sie sind bei einem Manne, Madame,“ antwortete Monte-Christo, „der sich sehr glücklich schätzt, daß er Ihnen einen Kummer ersparen konnte.“

„O! verfluchte Neugier,“ sagte die Dame; „ganz Paris sprach von den prächtigen Pferden der Madame Danglars, und ich beging die Thorheit, sie probiren zu wollen.“

„Wie!“ rief der Graf mit einer bewundernswürdig gespielten Ueberraschung aus, „diese Pferde sind jene der Baronin?“

„Ja, mein Herr; kennen Sie die Baronin?“

„Madame Danglars? . . . ich habe diese Ehre, und meine Freude ist doppelt, Sie aus der Gefahr gerettet zu sehen, in welche diese Pferde Sie brachten; denn die Schuld an dieser Gefahr hätten Sie mir zuschreiben müssen; ich kaufte gestern dem Barone diese Pferde ab; aber die Baronin schien ihren Verlust dergestalt zu bedauern, daß ich sie ihr gestern mit der Bitte zurücksendete, sie von meiner Hand zu empfangen.“

„Dann sind Sie ja der Graf von Monte-Christo, von dem Hermine gestern so viel mit mir sprach?“

„Ja, Madame,“ antwortete der Graf.

„Ich, mein Herr, bin Madame Heloise von Villefort.“

Der Graf verbeugte sich wie ein Mann, in dessen Gegenwart man einen völlig unbekannten Namen ausspricht.

„O! wie dankbar wird Herr von Villefort seyn!" fuhr Heloise fort, „denn im Grunde wird er Ihnen das Leben von uns Beiden schulden, Sie haben ihm seine Frau und seinen Sohn wieder gegeben; gewiß, ohne Ihren edelmüthigen Diener wären dieses liebe Kind und ich des Todes gewesen."

„Ach! Madame, ich zittere noch bei dieser Gefahr, die Ihnen drohte."

„O! ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, die Hingebung dieses Mannes auf eine würdige Weise zu belohnen."

„Madame," versetzte Monte-Christo, „verderben Sie mir Ali nicht, weder durch Lobsprüche, noch durch Belohnungen: ich will nicht, daß er diese Gewohnheiten annehme. Ali ist mein Sclave; indem er Ihnen das Leben rettet, dient er mir, und es ist seine Pflicht, mir zu dienen."

„Aber er wagte sein Leben!" bemerkte Frau von Villefort, der dieser Gebieterton sonderbar imponirte.

„Ich rettete sein Leben, Madame," entgegnete Monte-Christo, „folglich gehört es mein."

Frau von Villefort schwieg: vielleicht dachte sie über diesen Mann nach, der bei dem ersten Begegnen einen so tiefen Eindruck auf die Gemüther machte.

Während dieser Pause des Schweigens konnte nun der Graf gemächlich den Knaben betrachten, den seine Mutter mit Küssen überhäufte. Er war klein, schwäch-

lich, von weißer Haut, wie die rothhaarigen Kinder, und doch bedeckte ein Wald von schwarzen, jeder Frisur widerstrebenden Haaren, seine gewölbte Stirne, und verdoppelte, indem er, sein Gesicht umrahmend, auf seine Schultern fiel, die Lebhaftigkeit seiner Augen voll heimtückischer Arglist und jugendlicher Bösartigkeit; sein kaum wieder roth gewordener Mund hatte dünne Lippen und eine weite Oeffnung; die Züge dieses Kindes von acht Jahren verriethen bereits wenigstens zwölf Jahre. Seine erste Bewegung war, durch ein ungestümes Schütteln aus den Armen seiner Mutter sich loszumachen, und das Kästchen zu öffnen, aus dem der Graf das Elixirfläschchen gezogen hatte; dann fing er alsogleich an, ohne Jemand deßhalb um Erlaubniß zu bitten, und als ein, allen seinen Launen zu fröhnen gewöhntes Kind, die Phiolen zu entpfropfen.

„Fassen Sie dieß nicht an, mein Freund,“ sagte der Graf rasch, „einige von diesen Flüssigkeiten sind gefährlich, nicht nur zu trinken, sondern auch einzuathmen.“

Frau von Villefort erblaßte, und hielt den Arm ihres Sohnes auf, den sie wieder zu sich zog; aber unmittelbar nach Beschwichtigung ihrer Besorgniß, warf sie auf das Kästchen einen kurzen, aber ausdrucksvollen Blick, den der Graf im Fluge auffaßte. In diesem Momente trat Ali ein. Frau von Villefort machte eine Bewegung der Freude, zog den Knaben noch näher zu sich, und sagte: „Eduard, siehst Du diesen guten Diener? Er war sehr muthig, denn er hat sein Leben gewagt, um die Pferde aufzuhalten, die uns und den Wagen fortrissen,

dem Zertrümmerung drohte. Danke ihm also, denn ohne ihn wären wir Beide jetzt wahrscheinlich todt."

Der Knabe verzog die Lippen, und drehte verächtlich den Kopf um. „Er ist allzu häßlich," erwiederte er.

Der Graf lächelte, wie wenn der Knabe so eben eine von seinen Hoffnungen erfüllt hätte; Frau von Villefort zankte ihren Sohn mit einer Mäßigung aus, die gewiß nicht nach dem Geschmacke von Jean-Jacques Rousseau gewesen wäre, wenn der kleine Eduard Emil geheißen hätte.

„Siehst Du," sagte der Graf auf Arabisch zu Ali, „diese Dame bittet ihren Sohn, Dir für das Leben zu danken, das Du ihnen Beiden gerettet hast, und der Knabe antwortete daß Du allzu häßlich seyest."

Ali wendete einen Augenblick seinen intelligenten Kopf, und schaute den Knaben ohne scheinbaren Ausdruck an, aber ein einfaches Zucken seiner Nüstern bewies Monte-Christo, daß der Araber empfindlich gekränkt worden sey.

„Mein Herr," fragte Frau von Villefort aufstehend, um sich zu entfernen, „ist dieses Haus Ihre gewöhnliche Wohnung?"

„Nein, Madame," antwortete der Graf, „es ist eine Art von Absteigquartier, das ich gekauft habe; ich wohne in den Champs-Elysées, Nro. **30**. Doch ich sehe, daß Sie sich vollständig erholten, und daß Sie heimzukehren wünschen werden. Ich habe so eben befohlen, daß man die nämlichen Pferde an meinen Wagen spanne, und Ali, dieser so häßliche Bursche," sagte er lächelnd zu dem Knaben, „wird die Ehre haben, Sie

nach Hause zu führen, während Ihr Kutscher hier bleibt, um die Kalesche ausbessern zu lassen. Ist dieses kleine, unerläßliche Geschäft beendiget, so wird sie eines von meinen Gespannen alsogleich unmittelbar zu Madame Danglars zurückbringen."

„Ich werde es aber nie wagen," äußerte Frau von Villefort, „mit den nämlichen Pferden fortzufahren."

„O! Sie werden sehen, Madame," versetzte Monte-Christo, „unter Ali's Hand werden sie sanft wie Lämmer werden."

Wirklich hatte Ali sich den Pferden genähert, die man mit großer Mühe auf ihre Beine brachte. Er hielt einen kleinen, mit aromatischem Essige getränkten Schwamm in der Hand, womit er die Nüstern und Schläfen der mit Schweiß und Schaum bedeckten Pferde rieb, und fast alsogleich begannen sie geräuschvoll zu schnauben, und einige Secunden lang am ganzen Leibe zu schaudern. Dann ließ Ali inmitten einer zahlreichen Menge, welche die Trümmer des Wagens und das Gerücht von dem Ereignisse zum Hause hingelockt hatten, die Pferde an die Halbkutsche des Grafen spannen, faßte die Zügel, stieg auf den Bock, und war gezwungen, zum großen Erstaunen der Anwesenden, welche diese Pferde wie von einem Wirbelwinde fortgerissen sahen, kräftig die Peitsche zu gebrauchen, um sie zum Gehen zu bringen, und dennoch konnte er den berühmten, jetzt verdummten, versteinerten, todten apfelgrauen Pferden, nur einen so unsicheren und so schleppenden Trab abpressen, daß Frau von Villefort beinahe zwei Stunden brauchte, um die Vorstadt Saint-Honoré wieder zu erreichen, wo sie wohnte.

Kaum zu Hause angekommen, und nach Beschwichtigung der ersten Familiengemüthsbewegungen, schrieb sie folgenden Brief an Madame Danglars:

„Liebe Hermine!

„So eben bin ich nebst meinem Sohne auf eine wunderbare Weise von dem nämlichen Grafen Monte-Christo gerettet worden, von dem wir gestern Abend so viel sprachen, und den ich heute zu sehen weit entfernt war zu glauben. Gestern sprachen Sie von ihm mit mir mit einem Enthusiasmus, daß ich mich nicht enthalten konnte, mit der ganzen Kraft meines armen, geringen Witzes zu spotten, aber heute finde ich, daß dieser Enthusiasmus tief unter dem Manne steht, der ihn einflößte. Wie von Tollheit befallen, gingen Ihre Pferde bei Renelagh durch, und wir, mein armer Eduard und ich, sollten wahrscheinlicherweise am nächsten Strassenbaume, am nächsten Ecksteine des Dorfes, in Stücke zerschellen, als ein Araber, ein Neger, ein Nubier, kurz ein schwarzer Mann, im Dienste des Grafen, auf ein Zeichen von diesem, glaub' ich, den Flug der Pferde aufhielt, auf die Gefahr hin, selbst zerschmettert zu werden, und es ist wahrhaftig ein Wunder, daß ihm dieß nicht widerfuhr. Dann eilte der Graf herbei, trug uns, Eduard und mich, in sein Haus, und brachte dort meinen Sohn wieder zum Leben. In seinem eigenen Wagen wurde ich in das Hôtel zurückgeführt; der Ihrige wird Ihnen morgen zurückgesendet. Sie werden Ihre Pferde seit diesem Unfalle sehr schwach geworden finden; sie sind wie verdummt; man sollte meinen, sie könnten es sich selbst nicht verzeihen, daß sie sich von einem Menschen bän-

digen ließen. Der Graf beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß zwei Tage Ruhe auf der Streue, und Gerste als einziges Futter, sie wieder in einen eben so blühenden, was sagen will: in einen eben so schrecklichen Zustand versetzen werden, in welchem sie gestern sich befanden. Adieu! Ich danke Ihnen nicht für meine Spazierfahrt, und doch, wenn ich es überlege, ist es Undankbarkeit, Ihnen irgend einen Groll wegen der Launen Ihres Gespannes nachzutragen, denn gerade einer von diesen Launen verdank ich es, den Grafen von Monte-Christo gesehen zu haben, und der berühmte Reisende scheint mir, abgesehen von den Millionen, über die er verfügt, ein so seltsames und so interessantes Problem, daß ich es um jeden Preis zu studiren gedenke, müßte ich auch mit Ihren eigenen Pferden wieder eine Spazierfahrt in das Wäldchen beginnen. Eduard ertrug den Unfall mit einem wunderbaren Muthe. Er wurde ohnmächtig, stieß aber zuvor keinen Schrei aus, und vergoß nachher keine Thräne. Sie werden mir nachher wieder sagen, daß meine mütterliche Liebe mich verblendet; aber es lebt eine eiserne Seele in diesem armen kleinen, so schwachen und so zarten Leibe.

„Unsere liebe Valentine grüßt herzlich Ihre liebe Eugenie; ich küße Sie herzlich.

„Heloise von Villefort.

„P. S. Machen Sie doch auf irgend eine Weise, daß ich bei Ihnen mit diesem Grafen von Monte-Christo zusammenkomme; ich will ihn schlechterdings wieder sehen. Uebrigens hab' ich so eben bei Herrn

von Villefort erwirkt, daß er ihm einen Besuch macht; ich hoffe, daß er ihm denselben erwiedern werde."

Am Abende bildete das Ereigniß von Auteuil den Stoff aller Gespräche: Albert erzählte es seiner Mutter, Château = Renaud im Jokeiclubb, Debray im Salon des Ministers, Beauchamp erwies dem Grafen in seinem Journale die Galanterie einer besondern That in zwanzig Zeilen, die den edlen Fremden bei allen Damen der Aristokratie zum Helden erhob. Viele Leute ließen sich bei Frau von Villefort einschreiben, um das Recht zu erlangen, ihren Besuch zu gelegener Zeit zu erneuern, und dann aus ihrem Munde alle Einzelnheiten dieses malerischen Abenteuers zu vernehmen. Herr von Villefort zog, wie Heloise es voraussagte, ein schwarzes Kleid an, nahm weiße Handschuhe, seine schönste Livrée, und stieg in seinen Wagen, der am nämlichen Abende vor der Thüre des Hauses Nro. 30. in den Champs=Elysées hielt.

Begriffslehre.

Hätte der Graf von Monte = Christo schon längere Zeit in der vornehmen Pariserwelt gelebt, so würde er den Besuch des Herrn von Villefort seinem ganzen Werthe nach gewürdiget haben. Am Hofe in Gnaden, mochte der herrschende König der älteren oder der jüngeren Linie angehören, mochte der regierende Minister Doctrinär, liberal oder conservativ seyn, von Allen für geschickt gehalten, wie man im Allgemeinen jene Leute für geschickt hält, die niemals politische Niederlagen erlitten,

von Vielen gehaßt, aber von Einigen lebhaft in Schutz genommen, ohne jedoch von Jemanden geliebt zu seyn, nahm Herr von Villefort eine von den hohen Stellungen in der Magistratur ein, und behauptete sich auf dieser Höhe wie ein Harlay oder ein Molé. Sein Salon, durch eine junge Frau und durch eine kaum achtzehnjährige Tochter aus seiner ersten Ehe neu hergestellt, war deßhalb nicht minder einer von jenen strengen Salons in Paris, in denen man den Cultus der Traditionen und die höchste Etikette beobachtet. Die kalte Höflichkeit, die unbedingte Hingebung an die Regierungsgrundsätze, eine entschiedene Verachtung der Theorien und Theoretiker, der tiefe Haß der Ideologen, dieß waren die zur Schau gestellten Elemente des häuslichen und öffentlichen Lebens des Herrn von Villefort.

Herr von Villefort war nicht bloß eine obrigkeitliche Person, er war beinahe ein Diplomat. Seine Verhältnisse mit dem alten Hofe, von dem er immer mit Würde und Ehrerbietung sprach, verschafften ihm die Achtung des neuen, und er wußte so viele Dinge, daß man ihn nicht nur immer schonte, sondern auch bisweilen zu Rathe zog. Vielleicht wäre dieß nicht der Fall gewesen, wenn man des Herrn von Villefort sich hätte entledigen können; aber er bewohnte, gleich den gegen ihren Oberlehnsherrn rebellischen Feudalseigneurs, eine uneroberliche Festung. Diese Festung war sein Amt als Staatsanwalt, dessen sämmtliche Vortheile er auf eine wundersame Weise ausbeutete, und die er nur verlassen hätte, um Deputirter zu werden, und so die Neutralität durch Opposition zu ersetzen. In der Regel machte oder erwiederte

Herr von Villefort sehr selten Besuche. Seine Frau machte statt seiner Besuche, und man ließ sich dieß in der vornehmen Welt gefallen, in welcher man das den wichtigen und zahlreichen Geschäften des Beamten zuschrieb, was im Grunde nur eine Berechnung des Stolzes war, nur eine Quintessenz von Aristokratie, kurz die Anwendung des Grundsatzes: „Stelle Dich, als ob Du Dich achtest, und man wird Dich achten," ein in unserem Verkehr hundertmal nützlicherer Grundsatz, als jener der Griechen: „Kenne Dich selbst," in unserer Zeit durch die minder schwierige und vortheihaftere Kunst ersetzt, die Andern zu kennen. Für seine Freunde war Herr von Villefort ein mächtiger Gönner, ein heimlicher, aber erbitterter Gegner seiner Feinde; für die Gleichgültigen war er die Bildsäule des Mensch gewordenen Gesetzes: hochmüthigen Empfanges, unempfindsamer Physiognomie, matten und glanzlosen, oder insolent durchbohrenden und forschenden Blickes, so war der Mann, dessen Piedestal vier geschickt aufeinander geschichtete Revolutionen anfangs erbauet, dann befestiget hatten.

Herr von Villefort stand in dem Rufe, der am wenigsten neugierige, und am wenigsten banale Mann Frankreichs zu seyn; er gab jährlich einen Ball, und erschien auf demselben nur eine Viertelstunde lang, nämlich fünfundvierzig Minuten minder lang, als der König auf den seinigen; niemals sah man ihn in Theatern, in Concerten, oder an irgend einem öffentlichen Orte; bisweilen, aber selten, spielte er eine Partie Whist, und man trug dann Sorge, seiner würdige Spieler zu wählen: irgend einen Gesandten, irgend einen Erzbischof, irgend einen Fürsten,

irgend einen ersten Präsidenten, oder irgend eine Herzogin-Wittwe. So war der Mann beschaffen, dessen Wagen soeben vor der Thüre des Grafen von Monte-Christo hielt.

Der Kammerdiener meldete Herrn von Villefort in dem Momente, da der Graf über einen großen Tisch sich beugend, auf einer Karte eine Marschroute von St. Petersburg nach China suchte. Der Staatsanwalt trat mit dem nämlichen ernsten und abgemessenen Schritte ein, mit welchem er in das Tribunal trat; es war der nämliche Mann, oder vielmehr die Fortsetzung des nämlichen Mannes, den wir ehedem als Substituten in Marseille sahen. Die Natur, in ihren Grundsätzen consequent, hatte in Bezug auf ihn nichts an dem Gange geändert, den sie einhalten sollte. Sonst dünn, war er nun mager, sonst blaß, nun gelb geworden; seine tiefliegenden Augen waren eingesunken, und seine auf der Augenhöhle ruhende Brille mit goldenen Spangen schien jetzt einen Theil seines Gesichtes zu bilden; mit Ausnahme seiner weißen Cravate war der Rest seines Costüms völlig schwarz, und diese düstere Farbe nur durch das schmale Streifchen seines rothen Bandes unterbrochen, das unmerkbar durch sein Knopfloch glitt, und eine mit dem Pinsel gezogene Blutlinie zu seyn schien. Wie sehr auch Monte-Christo sich zu beherrschen wußte, betrachtete er doch, die Begrüßung des Eintretenden erwiedernd, mit sichtbarer Neugier den Magistratsbeamten, der, aus Gewohnheit mißtrauisch, und vorzüglich socialen Wundern wenig Glauben schenkend, geneigter war, in dem vornehmen Fremden, wie man Monte-Christo be-

reits nannte, einen Industrieritter zu sehen, der kam, um einen neuen Schauplatz auszubeuten, oder einen Missethäter im Zustande des Bannbruches, als einen Fürsten des päpstlichen Stuhles, oder einen Sultan aus Tausend und eine Nacht.

„Mein Herr," sagte Villefort mit jenem kreischenden, von den Magistratsbeamten in ihren rednerischen Perioden affectirten Tone, den sie in der Conversation nicht ablegen können oder wollen, „mein Herr, der ausgezeichnete Dienst, den Sie gestern meiner Frau und meinem Sohne erwiesen, macht es mir zur Pflicht, Ihnen zu danken. Ich komme also, diese Pflicht zu erfüllen, und Ihnen meine volle Dankbarkeit auszudrücken."

Und indem der Magistratsbeamte diese Worte sprach, hatte sein strenger Blick nichts von seiner gewöhnlichen Arroganz verloren. Diese eben gesprochenen Worte hatte er mit seiner Staatsanwaltsstimme artikulirt, mit jener unbiegsamen Steifheit des Halses und der Schultern, welche, wie wir wiederholen, seine Schmeichler zu sagen veranlaßte, daß er die lebendige Statue des Gesetzes sey.

„Mein Herr," erwiederte der Graf mit einer eisigen Kälte, „ich schätze mich sehr glücklich, daß ich einen Sohn seiner Mutter erhalten konnte, denn man sagt, daß die Mutterliebe das mächtigste Gefühl sey, wie sie das heiligste von allen ist, und dieses mir widerfahrene Glück überhob Sie der Mühe, mein Herr, eine Pflicht zu erfüllen, deren Vollzug mich allerdings beehret, denn ich weiß, daß Herr von Villefort die Gunst, welche er mir erweiset, nicht verschwendet, die aber, wie werthvoll

sie auch übrigens seyn mag, für mich dennoch nicht den Werth des inneren Bewußtseyns besitzt."

Villefort über diesen Ausfall erstaunt, den er nicht erwartete, bebte wie ein Soldat, der den Stich fühlt, den man ihm beibringt, ungeachtet der Rüstung, mit welcher er bedeckt ist, und eine Falte seiner verachtenden Lippe zeigte an, daß er gleich von vorne herein den Grafen von Monte-Christo für keinen sehr civilisirten Edelmann halte. Er schaute umher, um auf irgend eine Art die zu Boden gefallene Conversation wieder aufzuheben, die fallend zerbrochen zu seyn schien. Er sah die Karte, welche Monte-Christo in dem Momente zu Rathe zog, da er eintrat, und versetzte: „Sie beschäftigen sich mit Geographie, mein Herr? Das ist ein umfassendes Studium, vorzüglich für Sie, der Sie, wie man versichert, eben so viele Länder sahen, als deren der Grabstichel auf diesem Atlasse nachweiset."

„Ja, mein Herr," antwortete der Graf, „ich wollte in Bezug auf das Menschengeschlecht in Masse das anstellen, was Sie täglich in Bezug auf Ausnahmen üben, nämlich ein physiologisches Studium. Ich dachte, es würde mir dann leichter seyn, vom Ganzen auf den Theil herabzusteigen, als vom Theile hinauf zum Ganzen mich zu erheben. Es ist ein algebraisches Axiom, daß man vom Bekannten auf das Unbekannte übergehe, und nicht vom Unbekannten auf das Bekannte . . . Aber setzen Sie sich doch, mein Herr, ich bitte Sie."

Und Monte-Christo wies dem Staatsanwalte mit der Hand einen Lehnstuhl, den dieser selbst herbeizurücken genöthiget war, während jener sich nur auf denjenigen

niederzulassen brauchte, auf dem er bei dem Eintritte des Staatsanwaltes kniete; auf diese Art befand sich der Graf halb gegen seinen Besucher gewendet, mit dem Rücken am Fenster, und den Elbogen auf die geographische Karte gestützt, die für den Augenblick den Stoff des Gespräches bildete, eines Gespräches, das, wie es bei Morcerf und Danglars geschehen war, eine völlig analoge Wendung nahm, wenn nicht in Bezug auf die Lage, wenigstens in Bezug auf die Personen.

„Ah! Sie philosophiren," äußerte Villefort nach einer Pause des Schweigens, während welcher er, wie ein Athlet, der einen harten Gegner findet, Kräfte gesammelt hatte. „Wohlan, mein Herr, auf mein Ehrenwort, wenn ich nichts zu thun hätte, wie Sie, so würde ich eine minder traurige Beschäftigung suchen."

„Es ist wahr, mein Herr," entgegnete Monte-Christo, und der Mensch ist eine häßliche Raupe für denjenigen, der ihn mit Hülfe des Sonnenmikroskopes studirt; doch Sie sagten ja soeben, daß ich nichts zu thun habe. Nun, glauben Sie etwa, daß Sie etwas zu thun haben, mein Herr? Oder, um deutlicher zu sprechen, glauben Sie, daß das, was Sie thun, der Mühe lohnt, sich etwas zu nennen?"

Das Erstaunen von Villefort verdoppelte sich bei diesem zweiten, von seinem sonderbaren Gegner so rücksichtslos geführten Stoffe; es war schon lange Zeit, daß der Magistratsbeamte eine auffallende Behauptung von dieser Stärke vernommen hatte, oder es war vielmehr, um genauer zu sprechen, das erstemal, daß er sie vernahm.

Der Staatsanwalt schickte sich an, zu antworten. „Mein Herr,“ sagte er, „Sie sind fremd, und ein Theil Ihres Lebens ist, wie Sie selbst sagten, glaub' ich, in den orientalischen Ländern verstrichen; Sie wissen also nicht, wie sehr bei uns die menschliche Gerechtigkeit, schnell fertig in jenen barbarischen Ländern, an einen vorsichtigen und bemessenen Gang gebunden ist?“

„Allerdings, mein Herr, allerdings, das ist das antike **pede claudo.***) Ich weiß all das, denn ich habe mich vorzüglich mit der Justiz aller Länder beschäftiget, und das Criminalverfahren aller Länder mit der natürlichen Justiz verglichen, und ich muß Ihnen sagen, daß ich das Gesetz der ursprünglichen Völker, nämlich das Wiedervergeltungsrecht, am meisten nach dem Herzen Gottes gefunden habe.“

„Wenn dieses Recht angenommen wäre, mein Herr,“ sagte der Staatsanwalt, „so würde es unsere Gesetzbücher sehr vereinfachen, und die Magistratsbeamten hätten dann, wie Sie soeben sagten, nicht mehr viel zu thun.“

„Das wird vielleicht kommen,“ versetzte Monte-Christo; „Sie wissen, daß die menschlichen Erfindungen vom Zusammengesetzten zum Einfachen übergehen, und daß das Einfache immer die Vollkommenheit ist.“

„Es bestehen jedoch, mein Herr,“ erwiederte der Magistratsbeamte, „unsere Gesetzbücher mit ihren contradictorischen Artikeln, aus den gallischen Gewohnheiten, aus den römischen Gesetzen, aus den französischen Gebräuchen genommen; nun aber erwirbt man die Kenntniß

*) „Mit lahmem Fuße.“ D. Ueb.

aller dieser Gesetze, was Sie zugeben werden, nicht ohne viele Mühen, und man bedarf eines langen Studiums, um diese Kenntniß zu erlangen, und einer großen geistigen Kraft, um diese einmal erworbene Kenntniß nicht zu vergessen."

„Ich bin Ihrer Meinung, mein Herr, aber Alles, was Sie in Bezug auf das französische Gesetzbuch wissen, weiß ich nicht bloß in Bezug auf dieses Gesetzbuch, sondern in Bezug auf die Gesetzbücher aller Nationen; mit den englischen, türkischen, japanischen und Hindugesetzen bin ich eben so vertraut, wie mit den französischen Gesetzen; und mit Recht sagte ich also, daß, beziehungsweise, ... Sie wissen, mein Herr, daß Alles beziehungsweise ist, ... im Verhältnisse also zu allem dem, was ich gethan habe, Sie wenig zu thun haben, und daß Sie im Verhältnisse zu dem, was ich lernte, noch gar viele Dinge zu lernen haben."

„Aber zu welchem Zwecke haben Sie all das gelernt?" fragte Villefort erstaunt.

Monte-Christo lächelte. „Gut, mein Herr," antwortete er; „ich sehe, daß Sie ungeachtet des Rufes eines überlegenen Mannes, in dem Sie stehen, alle Dinge von dem materiellen und gemeinen Gesichtspunkte der Gesellschaft aus betrachten, bei dem Menschen beginnend, und bei dem Menschen endend, das heißt: von dem beschränktesten und engsten Gesichtspunkte aus, den zu wählen der menschlichen Intelligenz vergönnt wurde."

„Erklären Sie sich, mein Herr," sagte Villefort immer erstaunter; „ich begreife Sie nicht sehr gut."

„Ich sage, mein Herr, daß Sie, die Augen auf die

sociale Organisation der Nationen heftend, nur die Springfedern der Maschine sehen, und nicht den erhabenen Arbeiter, der sie wirken läßt; ich sage, daß Sie vor und um sich nur Inhaber von Aemtern erkennen, deren Decrete von Ministern oder von einem Könige unterzeichnet wurden, und daß die von Gott über die Aemterinhaber, Minister und Könige gestellten Männer, indem er ihnen den Vollzug einer Mission statt der Ausfüllung eines Amtes übertrug, Ihrer Kurzsichtigkeit entgehen. Dieß ist der menschlichen Schwäche mit kraftlosen und unvollständigen Organen eigen. Tobias hielt den Engel, der ihm das Augenlicht wieder geben sollte, für einen gewöhnlichen jungen Menschen. Die Nationen hielten Attila, der sie vernichten sollte, für einen Eroberer, wie alle Eroberer, und Beide mußten ihre himmlischen Missionen offenbaren, um anerkannt zu werden; der Eine mußte sagen: „Ich bin der Engel des Herrn, und der Andere: „Ich bin der Hammer Gottes," damit das göttliche Wesen Beider zur Kunde kam."

„Sie halten sich also," sagte Villefort immer erstaunter, und im Wahne, mit einem Schwärmer oder einem Narren zu sprechen, „für eines von jenen ausserordentlichen Wesen, deren Sie soeben erwähnten."

„Warum nicht?" fragte Monte-Christo.

„Um Vergebung, mein Herr," antwortete Villefort verblüfft, „doch Sie werden mich entschuldigen, wenn ich, da ich zu Ihnen kam, nicht wußte, daß ich einen Mann besuchte, dessen Kenntnisse und Geist die gewöhnlichen Kenntnisse und den gewöhnlichen Geist der Menschen so weit überragen. Es ist bei uns Unglücklichen,

durch die Civilisaton Verderbten, nicht Sitte, daß die Edelleute, Besitzer, wie Sie, eines unermeßlichen Vermögens, wenigstens wie man versichert, . . . bemerken Sie, daß ich nicht frage, daß ich bloß wiederhole, . . . es ist bei uns nicht Sitte, sag' ich, daß die durch Reichthümer Bevorzugten ihre Zeit mit socialen Speculationen verlieren, mit philosophischen Träumen, höchstens dazu geschaffen, Diejenigen zu trösten, denen das Schicksal die Güter der Erde versagt hat."

„Ei, mein Herr," entgegnete der Graf, „sind Sie denn zu der hohen Stellung gelangt, die Sie einnehmen, ohne Ausnahmen zugelassen, oder sogar getroffen zu haben, und üben Sie nie Ihren Blick, der doch der Feinheit und Sicherheit so sehr bedürfte, im ersten Momente zu errathen, auf welchen Mann Ihr Blick gefallen ist? Sollte nicht ein Magistratsbeamte nicht bloß der beste Ausleger des Gesetzes, nicht bloß der schlaueste Erspäher der finsteren Schliche der Chicane, sondern auch eine stählerne Sonde seyn, um die Herzen zu untersuchen, ein Probirstein, um das Gold zu prüfen, aus dem immer jede Seele mit mehr oder weniger Legirung gemacht ist?"

„Mein Herr," antwortete Villefort, „Sie verwirren mich, auf mein Wort, und ich hörte niemals Jemand so sprechen, wie Sie."

„Dieß macht, weil Sie beständig in den Kreis von allgemeinen Zuständen eingeschlossen waren, und niemals wagten, mit einem Flügelschlage in die höheren Sphären sich zu erheben, welche Gott mit unsichtbaren oder eine Ausnahme bildenden Wesen bevölkert hat."

„Und Sie geben zu, mein Herr, daß diese Sphären

existiren, daß die eine Ausnahme bildenden und unsichtbaren Wesen mit uns verkehren?"

„Warum nicht? Sehen Sie die Luft, die Sie athmen, und ohne welche Sie nicht leben könnten?"

„Wir sehen also jene Wesen nicht, von denen Sie sprechen?"

„Allerdings sehen Sie dieselben, wenn Gott zuläßt, daß sie sich verkörpern; Sie berühren sie, Sie streifen sie, Sie sprechen mit ihnen, und sie antworten ihnen."

„Ah!" erwiederte Villefort lächelnd, „ich gestehe, daß ich gerne in Kenntniß gesetzt seyn möchte, wenn eines von jenen Wesen mit mir in Berührung kommen wird."

„Sie sind nach Ihrem Wunsche bedient worden, mein Herr, denn Sie wurden so eben erst in Kenntniß gesetzt, und nun setze ich Sie wieder in Kenntniß."

„Also Sie selbst...."

„Ich bin eines von jenen eine Ausnahme bildenden Wesen, ja, mein Herr, und ich glaube, daß bis jetzt kein Mensch in einer Lage, gleich der meinigen, sich befand. Die Reiche der Könige sind beschränkt, entweder durch Berge oder Flüsse, entweder durch eine Aenderung der Sitten, oder durch einen Wechsel der Sprache. Mein Königreich ist groß, wie die Welt, denn ich bin weder Italiener, noch Franzose, weder Hindu, noch Amerikaner, noch Spanier: ich bin Weltbürger. Kein Land kann sagen, daß es mich geboren werden sah. Nur Gott weiß, welches Land mich wird sterben sehen. Ich nehme alle Sitten an, ich rede alle Sprachen. Sie halten mich für einen Franzosen, nicht wahr, denn ich spreche das Französische mit der nämlichen Leichtigkeit und mit der näm-

lichen Reinheit, wie Sie? Nun denn, Ali, mein Nubier, hält mich für einen Araber; Bertuccio, mein Intendant, hält mich für einen Römer; Haydée, meine Sclavin, hält mich für einen Griechen. Sie begreifen also, daß, da ich keinem Lande angehöre, bei keiner Regierung Protection suche, keinen Menschen als meinen Bruder anerkenne, keines von den Bedenken, welche die Mächtigen aufhalten, oder von den Hindernissen, welche die Schwachen lähmen, mich lähmet oder aufhält. Ich habe zwei Gegner, ich sage nicht zwei Ueberwinder, denn mit Beharrlichkeit unterwerfe ich sie: nämlich den Raum und die Zeit. Der dritte, und der schrecklichste, ist mein Zustand als sterblicher Mensch. Dieser allein kann mich auf dem Wege aufhalten, den ich wandle, und bevor ich das Ziel erreiche, nach welchem ich strebe: alles Uebrige hab' ich berechnet. Alles, was die Menschen die Wechselfälle des Geschickes nennen, den Ruin, die Veränderung, die Möglichkeiten, . . . sie alle hab' ich vorhergesehen, und wenn auch einige mich erreichen können, vermag keiner mich zu bewältigen. Woferne ich nicht sterbe, werde ich immer das seyn, was ich bin; daher sage ich Ihnen Dinge, die Sie nie gehört haben, selbst nicht aus dem Munde der Könige, denn die Könige bedürfen Ihrer, und die übrigen Menschen fürchten sich vor Ihnen. Wer sagt nicht bei sich in einer so lächerlich organisirten Staatsgesellschaft: „Vielleicht werde ich eines Tages mit dem Staatsanwalte zu thun haben!"

„Aber können Sie selbst dieß sagen, mein Herr? Denn von dem Momente an, da Sie in Frankreich sich

aufhalten, sind Sie natürlicherweise den französischen Gesetzen unterworfen."

„Ich weiß es, mein Herr," antwortete Monte-Christo; „aber wenn ich in ein Land reisen will, beginne ich, durch Mittel, die nur mir eigenthümlich sind, alle Menschen zu studiren, von denen ich etwas kann zu hoffen oder zu fürchten haben, und es gelingt mir, sie eben so gut, und vielleicht besser zu kennen, als sie sich selbst kennen. Dieß bewirkt, daß der Staatsanwalt, wer immer er auch seyn möchte, mit dem ich zu thun bekäme, ganz gewiß in eine größere Verlegenheit geriethe, als ich."

„Was sagen will," versetzte Villefort zögernd, „daß, da die menschliche Natur schwach ist, jeder Mensch, nach Ihrer Meinung,... Fehler begangen hat."

„Fehler . . . oder Verbrechen," antwortete Monte-Christo nachlässig.

„Und daß Sie allein, unter den Menschen, die Sie nicht als Ihre Brüder anerkennen, wie Sie selbst sagten," fragte Villefort mit leicht veränderter Stimme, „vollkommen sind?"

„Nicht vollkommen," entgegnete der Graf, „unerforschlich, weiter nichts. Doch brechen wir damit ab, mein Herr, wenn die Conversation Ihnen mißfällt; ich bin eben so wenig von Ihrer Justiz bedroht, als Sie von meinem Doppelblicke."

„Nein, nein, mein Herr," sagte Villefort rasch, der ohne Zweifel fürchtete, daß er das Feld zu räumen scheine, „nein! Durch Ihre glänzende und fast erhabene Conversation, haben Sie mich über die gewöhnlichen Höhen erhoben; wir plaudern nicht mehr, wir dissertiren. Nun

aber wissen Sie, wie sehr die Theologen auf dem Katheder der Sorbonne, oder die Philosophen in ihren Streitreden, bisweilen schmerzliche Wahrheiten sich sagen; setzen wir den Fall, daß wir sociale Theologie oder theologische Philosophie verhandeln, so sag' ich Ihnen diese, wie hart sie auch lautet: „„Mein Bruder, Sie opfern dem Hochmuthe; Sie sind über den Andern, aber über Ihnen ist Gott.“

„Ueber Allen, mein Herr,“ erwiederte Monte-Christo mit einem so nachdrücklichen Tone, daß Villefort unwillkürlich darob schauderte. „Ich behalte meinen Hochmuth gegen die Menschen, die Schlangen sind, immer bereit, gegen jenen sich aufzurichten, der an ihrem Kopfe vorübergeht, ohne sie mit dem Fuße zu zertreten. Aber ich lege diesen Hochmuth vor Gott ab, der mich aus dem Nichts zog, um zu dem mich zu machen, was ich bin.“

„Dann, Herr Graf, bewundere ich Sie,“ versetzte Villefort, der in diesem sonderbaren Gespräche so eben zum erstenmale diese aristokratische Formel dem Fremden gegenüber gebrauchte, den er bisher nur „mein Herr“ nannte. „Ja, ich sag' es Ihnen, wenn Sie wirklich stark, wirklich überlegen, wirklich fehlerfrei oder unerforschlich sind, was, Sie haben Recht, beinahe das Nämliche ist, dann seyen Sie stolz, mein Herr, es ist das Recht der Herrschaft. Aber Sie haben denn doch irgend einen Ehrgeiz.“

„Ich halte einen Ehrgeiz, mein Herr.“

„Welchen?“

„Auch ich wurde, wie dieß jedem Menschen einmal in seinem Leben begegnet, von Satan auf den höchsten

Berg der Erde getragen; dort angekommen, zeigte er mir die ganze Welt, und sagte zu mir, wie er einst zu Christus gesagt hatte: „Nun, Menschenkind, was willst Du, um mich anzubeten? Dann dachte ich lange nach, denn wirklich verzehrte seit langer Zeit ein schrecklicher Ehrgeiz mein Herz; hierauf antwortete ich ihm: „Höre, ich habe immer von der Vorsehung sprechen hören, und sie doch nicht gesehen, noch etwas, was ihr gleicht, was mich zu glauben veranlaßt, daß sie nicht existirt; ich will die Vorsehung seyn, denn ich weiß nichts Schöneres, nichts Größeres, nichts Erhabeneres auf der Welt, als zu belohnen und zu strafen. Aber Satan senkte den Kopf, und stieß einen Seufzer aus. „Du täuschest Dich," sagte er, „die Vorsehung existirt; nur siehst Du sie nicht, weil sie, die Tochter Gottes, unsichtbar ist, wie ihr Vater. Du sahest nichts, was ihr gleicht, weil sie nach verborgenen Springfedern verfährt, und auf dunklen Wegen wandelt; Alles, was ich für Dich thun kann, ist: Dich zu einem von den Agenten dieser Vorsehung zu machen." „Der Handel wurde geschlossen; ich werde vielleicht meine Seele dabei verlieren; aber es thut nichts," fügte Monte-Christo bei, „und sollte der Handel von neuem geschlossen werden, ich würde ihn wieder schließen."

Villefort schaute Monte-Christo mit dem höchsten Erstaunen an. „Herr Graf," fragte er, „haben Sie Verwandte?"

„Nein, mein Herr, ich steh allein da auf der Welt."

„Desto schlimmer!"

„Wie so?" fragte Monte-Christo.

„Weil Sie ein Schauspiel hätten sehen können, ge-

eignet, Ihren Hochmuth zu brechen. Sie fürchten nur den Tod, sagten Sie?"

„Ich sagte nicht, daß ich ihn fürchte, ich sagte, daß nur er mich aufhalten kann."

„Und das Alter?"

„Meine Mission wird vollzogen seyn, bevor ich alt werde."

„Und die Verrücktheit?"

„Ich wäre beinahe verrückt geworden, und Sie kennen das Axiom: „non bis in idem"; es ist ein Criminalaxiom, das folglich zu ihrem Geschäftskreise gehört."

„Mein Herr," versetzte Villefort, „es ist noch etwas Anderes zu fürchten, als der Tod, das Alter oder die Verrücktheit, zum Beispiel der Schlagfluß, dieser Blitzstrahl, der Sie trifft, ohne Sie zu vernichten, und nach welchem doch Alles aus ist; Sie sind noch immer Sie, und dennoch sind Sie es nicht mehr, Sie, der Sie wie Ariel dem Engel sich näherten, sind nur mehr eine träge Masse, welche, wie Caliban, an das Thier grenzt; dieß heißt, wie ich Ihnen sagte, in der menschlichen Sprache ganz einfach ein Schlagfluß. Besuchen Sie mich einmal gefälligst, Herr Graf, zur Fortsetzung dieses Gespräches, wenn Sie Lust haben, einen Gegner zu finden, der fähig ist, Sie zu verstehen und begierig, Sie zu widerlegen, und ich werde Ihnen meinen Vater zeigen, Herrn Noirtier von Villefort, einen der wüthendsten Jacobiner der französischen Revolution, das heißt: die glänzendste Kühnheit im Dienste der kräftigsten Organisation; einen Mann, der zwar vielleicht nicht alle Königreiche auf Erden sah, wie Sie, aber eines der mächtigsten umstürzen half; ei-

nen Mann endlich, der, wie Sie, einer von den Gesendeten, nicht von Gott, sondern von dem höchsten Wesen, nicht von der Vorsehung, sondern vom Verhängnisse, zu seyn behauptete; wohlan, mein Herr, das Zerplatzen eines Blutgefäßes in einem Hirnlappen hat all das zerstört, nicht in einem Tage, nicht in einer Stunde, sondern in einer Secunde. Herr Noirtier, am Tage vorher der ehemalige Jacobiner, der ehemalige Senator, der ehemalige Carbonaro, über die Guillotine lachend, über die Kanone lachend, über den Dolch lachend, mit Revolutionen spielend, Herr Noirtier, für welchen Frankreich nur ein großes Schachbrett war, von welchem Bauern, Thürme, Reiter und Königin verschwinden sollten, wenn nur der König matt würde, der so gefürchtete und so furchtbare Noirtier, war am andern Tage der arme Herr Noirtier, ein bewegungsloser Greis, dem Willen des schwächesten Wesens im Hause preisgegeben, nämlich seiner Enkelin Valentine, kurz ein stummer und eisiger Leichnam, der ohne Freude, und, wie ich hoffe, ohne Leiden nur lebt, um dem Körper Zeit zu vergönnen, ohne Erschütterung zu seiner völligen Auflösung zu gelangen."

„Ach! mein Herr," sagte Monte-Christo, „dieser Anblick ist weder meinen Augen, noch meinem Gedanken fremd; ich bin ein wenig Arzt, und habe, wie meine Collegen, mehr als einmal die Seele in der lebendigen oder in der todten Materie gesucht, und sie ist, wie die Vorsehung, meinen Augen unsichtbar, obgleich meinem Herzen gegenwärtig geblieben. Hundert Schriftsteller, seit Sokrates, seit Seneca, seit dem heiligen Augustin, seit

Gall, haben in Prosa oder in Versen die Zusammenstellung gemacht, die Sie so eben machten; ich begreife jedoch, daß die Leiden eines Vaters große Veränderungen im Gemüthe seines Sohnes bewirken können. Ihrer gütigen Einladung entsprechend, mein Herr, werde ich kommen, um zum Vortheile meiner Demuth dieses schreckliche Schauspiel zu betrachten, das Ihr Haus sehr betrüben mag."

„Dieß wäre ohne Zweifel der Fall, wenn mir Gott nicht eine reiche Vergütung gegeben hätte. Dem Greise gegenüber, der sich zum Grabe schleppt, sind zwei Kinder, welche in das Leben treten: Valentine, eine Tochter aus meiner ersten Ehe mit dem Fräulein Renata von Saint-Méran, und Eduard, jener Sohn, dem Sie das Leben retteten."

„Und was schließen Sie aus dieser Vergütung, mein Herr?" fragte Monte-Christo.

„Ich schließe daraus, mein Herr," antwortete Villefort, „daß mein Vater, durch die Leidenschaften irre geleitet, einige von jenen Fehlern begangen hat, die der menschlichen Gerechtigkeit entgehen, aber der Gerechtigkeit Gottes anheimfallen! ... und daß Gott, der nur eine Person bestrafen wollte, nur ihn allein bestraft hat."

Monte-Christo stieß, das Lächeln auf den Lippen, in der Tiefe des Herzens ein Gebrüll aus, vor dem Villefort geflohen wäre, wenn Villefort es hätte hören können.

„Adieu, mein Herr," fuhr der Magistratsbeamte fort, der schon seit einiger Zeit aufgestanden war, und stehend sprach; „ich verlasse Sie mit einer achtungsvollen Erinnerung an Sie, welche, wie ich hoffe, Ihnen wird an-

genehm seyn können, wenn Sie mich besser kennen werden; denn ich bin kein banaler Mann, durchaus nicht. Uebrigens haben Sie Frau von Villefort zu Ihrer ewigen Freundin gemacht."

Der Graf verbeugte und begnügte sich, Villefort nur bis an die Thüre seines Cabinetes zu begleiten, der wieder zu seinem Wagen gelangte, unter dem Vortritte von zwei Lakeien, die auf ein Zeichen ihres Gebieters sich beeilten, ihm den Schlag öffnen zu lassen. Als der Staatsanwalt verschwunden war, sagte Monte-Christo, mit Anstrengung aus gepreßter Brust seufzend: „Genug des Giftes in meinem Herzen, und da es nun voll davon ist, wollen wir das Gegengift suchen!"

Und einen Schlag auf die dröhnende Glocke führend, sagte er zu Ali: „Ich gehe zu Madame hinauf; in einer halben Stunde soll der Wagen bereit stehen!"

Haydée.

Man erinnert sich, wer die neuen, oder vielmehr die alten Bekanntschaften des Grafen von Monte-Christo waren, die in der Straße Meslay wohnten: nämlich Maximilian, Julie und Emanuel. Die Hoffnung auf diesen guten Besuch, den er machen, auf einige glückliche Momente, die er verleben sollte, auf diesen Paradiesschimmer, in die Hölle hinunterleuchtend, in die er sich freiwillig versenkte, hatten von dem Momente an, da er Villefort aus den Augen verlor, die anmuthigste Heiterkeit über das Antlitz des Grafen verbreitet, und Ali,

auf den Klang der Glocke herbeigeeilt, war bei dem Anblicke dieser von einer so seltenen Freude strahlenden Züge, auf den Zehen und mit verhaltenem Athem fortgegangen, wie um die guten Gedanken nicht zu verscheuchen, welche er seinen Gebieter umgaukeln zu sehen glaubte. Es war Mittag; der Graf wollte eine Stunde bei Haydée zubringen; man hätte meinen mögen, daß die Freude nicht plötzlich in diese so lange Zeit gebrochene Seele zurückkehren könnte, und daß sie nöthig habe, zu sanften Gemüthsbewegungen sich vorzubereiten, wie andere Seelen zu heftigen Gemüthsbewegungen sich vorbereiten müssen.

Die junge Griechin befand sich, wie gesagt, in einer Wohnung, die von jener des Grafen völlig getrennt war. Diese ganze Wohnung war auf orientalische Weise möblirt; auf den getäfelten Fußböden nämlich lagen dichte türkische Teppiche, seidene Gold- und Silberstoffe drapirten die Wände, und in jedem Gemache lief ein breiter Divan rings umher, mit einem Haufen von Polstern, die nach dem Willen derjenigen geschichtet wurden, die davon Gebrauch machten. Haydée hatte drei französische Zofen, und eine griechische Zofe. Die drei französischen Zofen hielten sich im ersten Gemache auf, bereit, auf den Klang einer goldenen Schelle herbeizueilen, und den Befehlen der neugriechischen Sclavin zu gehorchen, welche hinreichend Französisch sprach, um den Willen ihrer Gebieterin ihren drei Zofen zu eröffnen, denen Monte-Christo anempfohlen hatte, Haydée mit jenen Rücksichten zu behandeln, die man gegen eine Königin beobachten würde.

Das junge Mädchen war in dem entferntesten Gemache seiner Wohnung, das heißt: in einer Art von rundem Boudoir, nur von Oben erleuchtet, und in welches das Licht nur durch Scheiben von rosenrothem Glase brach. Haydée lag auf dem Boden auf blauen, silberbroschirten Atlaßpolstern, halb auf den Divan zurückgelehnt, ihren Kopf mit ihrem üppig runden rechten Arme umrahmend, während sie mit der linken Hand das Corallen-Rohr an ihre Lippen hielt, in welches das biegsame Mundstück einer türkischen Pfeife eingefügt war, die den Rauch in ihren Mund nur durch das Benzoewasser parfümirt gelangen ließ, durch das ihr sanftes Athmen ihn zu ziehen zwang. Ihre Haltung, ganz natürlich für eine Dame des Morgenlandes, würde man bei einer Französin vielleicht für eine etwas affectirte Koketterie gehalten haben. Ihre Toilette war jene der Frauen aus Epirus; sie trug nämlich ein Beinkleid von weißem mit rosafarbenen Blumen broschirten Atlaß, der die beiden Kinderfüße entblößt ließ, die man von parischem Marmor gehalten hätte, würde man dieselben nicht mit zwei kleinen gold- und perlengestickten Sandalen mit umgestülptem Riste haben spielen sehen; eine Weste mit langen blauen und weißen Streifen, mit langen, unten geschlitzten Aermeln, mit silbernen Knopflöchern und Perlenknöpfen; endlich eine Art von Corsett, das durch seinen offenen, herzförmigen Schnitt den Anblick des Halses und des ganzen obern Theiles der Brust vergönnte, und unterhalb des Busens durch drei diamantene Knöpfe zugeknöpft war. Der untere Theil des Corsettes, und der obere Theil des Beinkleides verschwanden unter einem jener Gürtel von lebhaften

Farben und langen seidereichen Fransen, welche den höchsten Wunsch unserer eleganten Pariserinnen bilden. Auf dem Kopfe trug sie eine kleine, mit Gold und Perlen gestickte Mütze, schräg geneigt, und unterhalb der Mütze, auf der Seite, wohin sie sich neigte, prangte eine schöne, natürliche, purpurrothe Rose, mit so schwarzen Haaren vermengt, daß sie blau schienen. Die Schönheit dieses Antlitzes war die griechische Schönheit in der ganzen Vollkommenheit ihres Urbildes, mit ihren großen, schwarzen, sammetartigen Augen, ihrer Marmorstirne, ihrer geraden Nase, ihren Corallenlippen und Perlenzähnen. — Ferner war über dieses holdselige Ganze die Blüte der Jugend hingehaucht, mit ihrem ganzen Glanze und ihrem ganzen Dufte; Haydée mochte neunzehn bis zwanzig Jahre zählen.

Monte-Christo rief der griechischen Zofe, und ließ Haydée um die Erlaubniß bitten, bei ihr eintreten zu dürfen. Statt zu antworten, gab Haydée der Zofe ein Zeichen, die Tapete aufzuheben, die vor der Thüre hing, deren viereckiges Simswerk das junge liegende Mädchen wie ein reizendes Gemälde umrahmte. Monte-Christo trat ein. Haydée erhob sich auf den Elbogen, der die Pfeife hielt, reichte dem Grafen ihre Hand, indem sie ihn zu gleicher Zeit mit einem Lächeln empfing, und fragte in der wohlklingenden Sprache der Töchter von Sparta und Athen: „Warum lässest Du mich um Erlaubniß bitten, bei mir einzutreten? Bist Du nicht mehr mein Gebieter, bin ich nicht mehr Deine Sclavin?"

Monte-Christo lächelte ebenfalls. „Haydée," antwortete er; „Sie wissen . . ."

„Warum sagst Du nicht Du zu mir, wie gewöhnlich?“ unterbrach ihn die junge Griechin; „hab ich denn einen Fehler begangen? In diesem Falle mußt Du mich bestrafen, aber nicht Sie zu mir sagen.“

„Haydée,“ fuhr der Graf fort, „Du weißt, daß wir in Frankreich sind, und folglich, daß Du frei bist.“

„Was steht mir frei, zu thun?“ fragte das junge Mädchen.

„Mich zu verlassen.“

„Dich zu verlassen!... Und warum sollte ich Dich verlassen?“

„Weiß ich's? Wir werden die vornehme Welt sehen.“

„Ich will Niemand sehen.“

„Und wenn Du unter den jungen Leuten, die Du treffen wirst, irgend Jemand fändest, der Dir gefiele, so wäre ich nicht so ungerecht . . .“

„Ich sah nie einen schöneren Mann, als Dich, und liebte nie einen Andern, als meinen Vater und Dich.“

„Armes Kind,“ versetzte Monte-Christo, „Du hast eben nicht oft mit einem Andern gesprochen, als mit Deinem Vater und mit mir.“

„Nun denn, was brauche ich mit Andern zu sprechen? Mein Vater nannte mich seine Freude, Du nennst mich Deine Liebe, und Ihr Beide nennt mich Euer Kind.“

„Erinnerst Du Dich an Deinen Vater, Haydée?“

Das junge Mädchen lächelte. „Er ist da, und da,“ antwortete sie, indem sie die Hand auf ihre Augen und auf ihr Herz legte.

Monte-Christo faßte die Hand von Haydée, um sie zu küssen; aber das treuherzige Kind zog die Hand zurück, und bot die Stirne.

„Du weißt nun, Haydée," sagte er zu ihr, „daß Du frei, daß Du Gebieterin, daß Du Königin bist; Du kannst Dein Costüm behalten, oder es nach Deinem Belieben ablegen; Du wirst da bleiben, wenn Du da bleiben, Du wirst ausgehen, wenn Du ausgehen willst; mein Wagen wird stets für Dich angespannt seyn; Ali und Myrtho werden Dich überallhin begleiten, und Dir zu Befehl stehen; nur um Eines bitte ich Dich."

„Sprich!"

„Bewahre das Geheimniß Deiner Abkunft; sprich kein Wort von Deiner Vergangenheit; nenne bei keiner Gelegenheit den Namen Deines erlauchten Vaters oder Deiner armen Mutter."

„Ich sagte Dir's schon, Seigneur, ich werde Niemand sehen."

„Höre, Haydée, vielleicht wird diese ganz orientalische Einsperrung in Paris unmöglich seyn; fahre fort, das Leben unserer nordischen Länder kennen zu lernen, wie Du es in Rom, Florenz, Mailand und Madrid gethan hast; dieß wird Dir in jedem Falle nützlich seyn, ob Du ferner hier lebest, oder in den Orient zurückkehrest."

Das junge Mädchen schaute den Grafen mit ihren großen, feuchten Augen an, und antwortete: „Oder: ob wir in den Orient zurückkehren, willst Du sagen, nicht wahr, mein Seigneur?"

„Ja, meine Tochter," antwortete Monte-Christo; „Du weißt wohl, daß ich Dich niemals verlassen werde.

Nicht der Baum verläßt die Blüte; die Blüte scheidet vom Baume."

„Ich werde Dich nie verlassen, Seigneur," sagte Haydée, „denn ich bin überzeugt, daß ich ohne Dich nicht leben könnte."

„Armes Kind! In zehn Jahren werde ich alt seyn, und in zehn Jahren wirst Du noch ganz jung seyn."

„Mein Vater hatte einen langen weißen Bart, dieß hinderte mich nicht, ihn zu lieben; mein Vater zählte sechszig Jahre, und schien mir schöner, als alle jungen Männer, die ich sah."

„Aber sag' mir, glaubst Du, daß Du Dich hier eingewöhnen wirst?"

„Werde ich Dich sehen?"

„Alle Tage."

„Nun denn, warum fragst Du mich also, Seigneur?"

„Ich fürchte, daß Du Dich langweilest."

„Nein, Seigneur; denn am Morgen werde ich denken, daß Du kommen wirst, und am Abende mich erinnern, daß Du gekommen bist; übrigens hab' ich, wenn ich allein bin, große Erinnerungen; ich sehe wieder unermeßliche Gemälde, große Horizonte mit dem Pindus und dem Olympus in der Ferne, auch trag' ich im Herzen drei Gefühle, mit denen man sich niemals langweilt: Traurigkeit, Liebe und Dankbarkeit."

„Du bist eine würdige Tochter von Epirus, Haydée, holdselig und poetisch, und man sieht, daß Du von jener Familie von Göttinnen abstammest, die in Deinem Lande geboren ist. Sey also unbesorgt, meine Tochter; ich werde so handeln, daß Deine Jugend nicht verloren gehe;

denn wenn Du mich wie Deinen Vater liebst, liebe ich Dich wie mein Kind."

„Du irrest Dich, Seigneur; ich liebte meinen Vater nicht, wie ich Dich liebe; meine Liebe zu Dir ist eine andere Liebe; mein Vater ist gestorben, und ich bin nicht gestorben, während, wenn Du stürbest, auch ich sterben würde."

Der Graf reichte dem jungen Mädchen die Hand voll inniger Zärtlichkeit; sie küßte sie wie gewöhnlich. Und der Graf, also zur Zusammenkunft gestimmt, die er mit Morrel und seiner Familie halten wollte, entfernte sich, den Vers von Pindar murmelnd: „Die Jugend ist eine Blüte, deren Frucht die Liebe ist... Glücklich der Leser, der sie pflückt, nachdem er sie langsam reifen sah."

Seinen Befehlen gemäß, stand der Wagen bereit. Er stieg ein, und der Wagen fuhr, wie immer, im Galoppe von dannen.

Die Familie Morrel.

Der Graf kam in wenigen Minuten in der Strasse Meslay, Nro. 7, an. Vor dem weißen, freundlichen Hause lag ein Hof, worin zwei kleine Baumgruppen ziemlich schöne Blüten enthielten. In dem Portier, der dieses Thor öffnete, erkannte der Graf den alten Cocles wieder. Da aber dieser, wie man sich erinnert, nur ein Auge hatte, und dieses Auge seit neun Jahren noch bedeutend schwächer geworden war, erkannte Cocles den Grafen nicht wieder. Um vor dem Eingange anzuhalten, mußten die Wagen eine Wendung machen, zur Um=

gehung eines kleinen, aus einem Grottenwerkbecken aufsprudelnden Wasserstrahles, eine Pracht, welche viel Neid im Quartier erregt, und veranlaßt hatte, daß man dieses Haus Klein-Versailles nannte. Es bedarf keiner Erwähnung, daß in dem Becken eine Menge von rothen und gelben Fischen gaukelten. Das Haus, auf einem Unterbaue von Küchen und Kellern sich erhebend, hatte, außer dem Erdgeschosse, zwei vollständige Stockwerke und Dachräume; die jungen Leute kauften es mit allem Zugehöre, bestehend aus einem äußerst großen Atelier, aus zwei Pavillons im Hintergrunde eines Gartens, und aus dem Garten selbst. Emanuel sah auf den ersten Blick, daß diese Lage zu einer kleinen Speculation sich benützen ließe; er behielt das Haus, die Hälfte des Gartens, zog eine Linie, das heißt: er baute eine Mauer zwischen seinem Antheile und den Ateliers, die er nebst den Pavillons und dem anstossenden Theile des Gartens verpachtete, so daß seine Wohnung auf einen ziemlich mäßigen Preis zu stehen kam, und er eben so gut abgeschlossen blieb, wie der ängstlichste Besitzer eines Hôtels der Vorstadt Saint-Germain. Der Speisesaal war von Eichenholz, der Salon von Mahagoni und blauem Sammet, das Schlafzimmer von Citronenholze und grünem Damaste; außerdem war noch ein Arbeitskabinet für Emanuel vorhanden, der nicht arbeitete, und ein Musiksalon für Julie, die keine Tonkünstlerin war. Das ganze zweite Stockwerk bewohnte Maximilian; es war eine genaue Wiederholung der Wohnung seiner Schwester, nur der Speisesaal in einen Billardsaal verwandelt, wohin er seine Freunde führte. Er überwachte persönlich die Wartung

seines Pferdes, und rauchte seine Cigarre am Eingange des Gartens, als der Wagen des Grafen vor dem Thore hielt.

Cocles öffnete, wie gesagt, das Thor, und Baptistin, von seinem Bocke springend, fragte, ob Herr und Madame Herbault und Herr Maximilian Morrel für den Grafen von Monte-Christo sichtbar wären.

„Für den Grafen von Monte-Christo!“ rief Morrel aus, seine Cigarre wegwerfend, und dem Besucher entgegeneilend, „ich glaub's wohl, ich glaub's wohl, daß wir für ihn sichtbar sind. Ah! Dank, hundertmal Dank, Herr Graf, daß Sie Ihr Versprechen nicht vergessen haben!“ Und der junge Offizier drückte die Hand des Grafen so herzlich, daß dieser sich in der Freimüthigkeit der Kundgebung nicht irren konnte, und wohl sah, er sey mit Ungeduld erwartet, und mit Innigkeit empfangen.

„Kommen Sie, kommen Sie,“ sagte Maximilian, „ich will Sie aufführen; ein Mann, wie Sie, darf nicht durch einen Diener gemeldet werden; meine Schwester ist im Garten, und zerpflückt ihre verwelkten Rosen; mein Schwager liest seine zwei Journale, die Presse und die Debats, sechs Schritte von ihr; denn überall, wo man Madame Herbault sieht, braucht man nur in einem Umkreise von vier Mètres zu schauen, um Herrn Emanuel zu finden, und so wechselseitig, wie man in der polytechnischen Schule sagt.“

Das Geräusch der Schritte bewirkte, daß eine junge Frau von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, angethan mit einem seidenen Schlafrocke, und mit einer ganz be-

sondern Sorgfalt einen prächtigen Rosenstrauch abklaubend, den Kopf emporhob. Diese Frau war unsere kleine Julie, gewordene Madame Emanuel Herbault, wie ihr es der Bevollmächtigte des Hauses Thomson und French geweissagt hatte. Bei dem Anblicke des Fremden stieß sie einen leisen Schrei aus. Maximilian begann zu lachen. „Laß Dich nicht stören, meine Schwester," sagte er; „der Herr Graf ist erst seit zwei bis drei Tagen in Paris, aber er weiß schon, was eine Rentnerin des Marais *) ist, und wenn er es nicht weiß, so wirst Du es ihm lehren."

„Ah! mein Herr," sprach Julie, „Sie hierher zu führen, ist eine Verrätherei meines Bruders, der seiner armen Schwester nicht im mindesten zu gefallen sucht... Peneton! Peneton!"

Ein Greis, welcher eine Rabatte von bengalischen Rosensträuchen umgrub, stieß seinen Spaten in die Erde, und näherte sich, die Mütze in der Hand, so gut er konnte, einen in die Tiefen seiner Wangen momentan zurückgeschobenen Kautabak verhehlend. Einige weiße Löckchen versilberten sein noch weißes Haar, während sein Bronceteint und sein kühnes und lebhaftes Auge den alten, an der Sonne des Aequators gebräunten, und bei dem Brausen der Stürme versengten Seemann verriethen. „Ich glaube, daß Sie mir riefen, Mademoiselle Julie," sagte er; „da bin ich."

Peneton hatte die Gewohnheit beibehalten, die Tochter seines Patrones Mademoiselle Julie zu nennen, und

---

*) Ein Stadttheil in Paris.

D. Ueb.

niemals jene anzunehmen vermocht, sie Madame Herbault zu heißen.

„Peneton," erwiederte Julie, „setzen Sie Herrn Emanuel von dem angenehmen Besuche in Kenntniß, den wir erhielten, indessen Maximilian den Herrn in den Salon führen wird." Dann fügte sie bei, zu Monte-Christo sich wendend: „Mein Herr, Sie werden mir erlauben, eine Minute lang zu entfliehen, nicht wahr?"

Und ohne die Zustimmung des Grafen zu erwarten, eilte sie unter eine Baumgruppe, und gelangte durch eine Seitenallee in das Haus.

„Ah! mein lieber Herr Morrel," äußerte Monte-Christo, „ich bemerke mit Bedauern, daß ich eine Revolution in Ihrer Familie angestiftet habe."

„Da, da," erwiederte Maximilian lachend, „sehen Sie dort unten den Gemahl, der seine Weste gegen einen Oberrock vertauschen will? O! man kennt Sie ja in der Strasse Meslay, Sie waren angemeldet, das dürfen Sie glauben."

„Es dünkt mir, mein Herr, daß Sie eine glückliche Familie besitzen," sagte der Graf, seinem eigenen Gedanken entsprechend.

„O ja! ich bürge Ihnen dafür, Herr Graf; was wollen Sie? Es fehlt ihnen ja nichts, um glücklich zu seyn; sie sind jung, sie sind heiter, sie lieben sich, und mit ihren fünfundzwanzigtausend Livres Renten bilden sie sich ein, obgleich sie von so vielen unermeßlichen Glücksgütern umgeben waren, Rothschild'schen Reichthum zu haben."

„Und doch ist eine Rente von fünfundzwanzigtausend

Livres wenig," bemerkte Monte-Christo mit einer so sanften Güte, daß sie in das Herz von Maximilian drang, wie es die Stimme eines zärtlichen Vaters hätte thun können; „aber unsere jungen Leute werden nicht dabei stehen bleiben, sie werden auch Millionäre werden. Ihr Herr Schwager ist Advokat... Arzt..."

„Er war Kaufmann, Herr Graf, und übernahm das Haus meines armen Vaters. Herr Morrel starb, und hinterließ ein Vermögen von fünfmalhunderttausend Francs; ich erhielt die eine Hälfte davon, und meine Schwester die andere, denn es waren unser nur zwei Kinder. Ihr Gatte, der sie heirathete, ohne ein anderes väterliches Erbgut zu haben, als seine edle Rechtschaffenheit, seine Intelligenz ersten Ranges, und seinen fleckenlosen Ruf, wollte eben so viel besitzen, wie seine Frau. Er arbeitete so lange, bis er zweimalhundertfünfzigtausend Francs zusammengebracht hatte; sechs Jahre reichten dazu hin. Einen rührenden Anblick, Herr Graf, ich schwör' es Ihnen, boten diese zwei so fleißigen, so einigen Leute, durch ihre Fähigkeit zum höchsten Glücke bestimmt, und die, da sie an den Gewohnheiten des väterlichen Hauses nichts ändern wollten, erst in sechs Jahren das thaten, was Neulinge in zwei bis drei Jahren hätten thun können; daher wiederhallt Marseille noch von den Lobsprüchen, die man einer so großen, muthigen Entsagung nicht verweigern konnte. Endlich suchte eines Tages Emanuel seine Frau auf, die eben mit den Verfallzeitzahlungen fertig wurde. „Julie," sagte er zu ihr, „hier ist die letzte Rolle mit hundert Francs, die mir Cocles so eben gab, und welche die zweimalhundertfünfzigtausend Francs

voll macht, die wir als Grenze unseres Gewinnes festsetzten. Wirst Du mit diesem Wenigen zufrieden seyn, womit wir künftig uns werden begnügen müssen? Höre, das Haus macht jährlich für eine Million Geschäfte, und kann vierzigtausend Francs Gewinn bringen. Wenn wir wollen, können wir in einer Stunde unsere ganze Kundschaft für dreimalhunderttausend Francs verkaufen; denn hier ist ein Brief von Herrn Delaunay, der sie gegen unsere Fonds uns bietet, die er mit dem seinigen vereinigen will. Denk nach, was Du glaubst, daß zu thun sey."

„Mein Freund," erwiederte meine Schwester, „das Haus Morrel kann nur von einem Morrel gehalten werden. Ist es nicht dreimalhunderttausend Francs werth, den Namen unsers Vaters für immer vor den schlimmen Wechselfällen des Glückes zu bewahren?"

„Ich war auch dieser Ansicht," antwortete Emanuel; „ich wollte jedoch Deine Meinung hören."

„Nun denn, mein Freund, hier ist sie. Alle unsere Ausstände sind eingegangen, alle unsere Wechsel bezahlt; wir können unter unsern vierzehntägigen Rechnungsabschluß einen Strich zieh'en, und unsere Comptoirs schließen; ziehen wir diesen Strich, und schließen wir jene;" was auf der Stelle geschah. Es war drei Uhr: um ein Viertel über drei Uhr erschien ein Client, um die Fahrt von zwei Schiffen versichern zu lassen; es war ein reiner baarer Gewinn von fünfzehntausend Francs.

„Mein Herr," sagte Emanuel, „wollen Sie sich wegen dieser Versicherung gefälligst an unsern Collegen Herrn Delaunay wenden. Wir haben die Geschäfte aufgegeben."

„Und seit wann?" fragte der Client erstaunt.

„Seit einer Viertelstunde.“

„Das ist die Ursache, mein Herr,“ fuhr Maximilian lächelnd fort, „warum meine Schwester und mein Schwager nur fünfundzwanzigtausend Livres Renten haben.“

Maximilian war kaum mit seiner Erzählung fertig, während welcher das Herz des Grafen sich immer mehr erweitert hatte, als Emanuel wieder erschien, mit einem Hute und Oberrocke ausstaffirt; er grüßte als ein Mann, der den Stand des Besuchers kannte, dann führte er den Grafen, nach einem Spaziergange durch die kleine blühende Einfriedung, in das Haus. Der Salon war bereits von Blumen süß durchduftet, die eine ungeheure japanische Vase mit natürlichen Henkeln kaum zu fassen vermochte. Julie, anständig gekleidet, und mit kokett geordneten Haaren ... sie vollbrachte dieses Kunststück in zehn Minuten! ... erschien, um den Grafen bei seinem Eintritte zu empfangen. Man hörte die Vögel aus einer nahen Vogelhecke plappern; die Zweige von unächten Ebenholz- und rosenfarbenen Acazienbäumen säumten mit ihren traubenförmigen Blüten die Vorhänge von blauem Sammet. Alles in diesem anmuthigen kleinen Gemache athmete die Ruhe, vom Gesange der Vögel bis zum Lächeln der Besitzer.

Der Graf fühlte schon seit seinem Eintritte in das Haus, den Eindruck dieses Glückes, daher blieb er stumm und sinnend, vergessend, daß man ihn anschaute, und daß man ihn erwartete, um das nach den ersten Complimenten unterbrochene Gespräch wieder aufzunehmen. Er gewahrte dieses fast unschicklich gewordene Schweigen, und sagte endlich, mit Anstrengung seiner Träumerei sich ent-

raffend: „Madame, verzeihen Sie mir eine Gemüthsbewegung, die Sie in Erstaunen setzen muß, da Sie an diesen Frieden und an dieses Glück gewöhnt sind, welche ich hier treffe; aber für mich ist die Zufriedenheit auf einem menschlichen Antlitze eine so neue Sache, daß ich nicht ermüde, Sie und Ihren Gatten anzuschauen."

„Wir sind wirklich sehr glücklich, mein Herr," versetzte Julie; „aber wir mußten lange leiden, und wenige Menschen haben ihr Glück so theuer erkauft, wie wir."

Die Neugier prägte sich in den Zügen des Grafen aus.

„O! dieß ist eine ganze Familiengeschichte, wie Ihnen neulich Château-Renaud sagte," äußerte Maximilian; „für Sie, Herr Graf, gewöhnt, großartige Unglücksfälle und glänzende Freuden zu sehen, würde dieses häusliche Gemälde wenig Interesse haben. Jedenfalls erduldeten wir, wie Ihnen Julie so eben sagte, sehr schwere Leiden, obgleich sie in diesen kleinen Rahmen eingeschlossen waren."

„Und Gott hat Ihnen, wie er es für Alle thut, Trost auf das Leiden gegossen?" fragte Monte-Christo.

„Ja, Herr Graf," antwortete Julie; „wir können es sagen, denn er hat für uns das gethan, was er nur für seine Auserwählten thut: er hat uns einen seiner Engel gesendet."

Die Röthe stieg dem Grafen in die Wangen, und er hustete, um ein Mittel zu bekommen, seine Gemüthsbewegung zu verhehlen, indem er sein Taschentuch an seinen Mund hielt.

„Jene, die in einer Wiege von Purpur geboren sind,

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK

und nie etwas wünschten," sagte Emanuel, „kennen das Glück, zu leben, nicht, so wie jene nicht den Werth eines reinen Himmels kennen, welche ihr Leben niemals vier auf ein wüthendes Meer geschleuderten Brettern preisgaben."

Monte-Christo stand auf, und begann, ohne etwas zu antworten, denn am Beben seiner Stimme hätte man die Gemüthsbewegung, von welcher er ergriffen war, zu erkennen vermocht, Schritt für Schritt durch den Salon zu gehen.

„Sie müssen über unsere Pracht lächeln, Herr Graf," sagte Maximilian, der Monte-Christo mit den Augen folgte.

„Nein, nein," versetzte Monte-Christo sehr blaß, und mit der einen Hand die Schläge seines Herzens bewältigend, während er mit der andern dem jungen Manne einen Krystallsturz wies, unter welchem eine seidene Börse prangend auf einem Kissen von schwarzem Sammet lag. „Ich fragte mich bloß, wozu diese Börse diene, die auf der einen Seite ein Papier enthält, wie mir dünkt, und auf der andern einen ziemlich schönen Diamanten."

Maximilian nahm eine ernste Miene an, und antwortete: „Dieß, Herr Graf, ist der kostbarste von unsern Familienschätzen."

„Dieser Diamant ist wahrhaftig ziemlich schön," wiederholte Monte-Christo.

„O! mein Bruder sagt Ihnen nichts vom Werthe des Steines, obgleich er auf einmalhunderttausend Francs geschätzt ist, Herr Graf; er will Ihnen nur sagen, daß die Gegenstände, welche diese Börse verschließt, Reliquien

des Engels sind, von dem wir so eben mit Ihnen sprachen."

„Dieß ist's, was ich nicht begreifen konnte, und wornach ich doch nicht fragen darf, Madame," entgegnete Monte-Christo mit einer Verbeugung; „verzeihen Sie mir, ich wollte nicht unbescheiden seyn."

„Unbescheiden, sagen Sie? O! wie glücklich machen Sie uns vielmehr, Herr Graf, indem Sie uns Gelegenheit geben, über diesen Gegenstand ausführlich zu sprechen! Wollten wir die schöne Handlung, an welche diese Börse erinnert, wie ein Geheimniß verbergen, so würden wir sie nicht so vor Augen stellen. O! wir wünschten, sie der ganzen Welt mittheilen zu können, damit eine unsichtbare Regung unsers unbekannten Wohlthäters seine Anwesenheit uns offenbaren möchte."

„Ah! wahrhaftig," äußerte Monte-Christo mit athembeklommener Stimme.

„Mein Herr," sagte Maximilian, indem er den Kristallsturz aufhob, und die seidene Börse andächtig küßte, „dieß berührte die Hand eines Mannes, durch welchen mein Vater vom Tode, wir vom Ruine, und unser Name von der Schande gerettet wurden; von einem Manne, dem wir arme, dem Elende und den Thränen geweihte Kinder es verdanken, daß die Leute jetzt unser Glück anstaunen. Diesen Brief," und Maximilian zog einen Brief aus der Börse, und reichte ihn dem Grafen, „schrieb er eines Tages, da mein Vater einen sehr verzweiflungsvollen Entschluß gefaßt hatte, und diesen Diamanten schenkte der großmüthige Unbekannte meiner Schwester zum Heirathgute."

Monte-Christo öffnete den Brief, und las ihn mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Glück; es war der unsern Lesern bekannte, an Julie adressirte und „Simbad der Seemann" unterzeichnete Brief. „Unbekannt, sagen Sie? Der Mann, welcher Ihnen diesen Dienst leistete, blieb Ihnen also unbekannt?"

„Ja, mein Herr, wir hatten nie das Glück, seine Hand zu drücken; obwohl wir es nicht unterließen, Gott um diese Gunst zu bitten," antwortete Maximilian; „allein es war in diesem ganzen Ereignisse eine geheimnißvolle Leitung, die wir noch immer nicht begreifen können; Alles vollbrachte eine unsichtbare Hand, mächtig, wie jene eines Zauberes."

„O!" sagte Julie, „ich habe noch nicht alle Hoffnung aufgegeben eines Tages diese Hand zu küssen, wie ich die Börse küsse, die sie berührte. Vor vier Jahren war Peneton in Triest: Peneton, Herr Graf, ist jener wackere Seemann, den Sie mit dem Spaten in der Hand sahen, und der aus einem Hochbootsmanne ein Gärtner wurde. Da Peneton also in Triest war, sah er auf dem Quai einen Engländer, der sich auf einer Jacht einschiffen wollte, und erkannte in ihm denjenigen, der am 5. Juni 1829 zu meinem Vater kam, und am 5. September mir diesen Brief schrieb. Er war wohl der Nämliche, wie er versichert, aber er wagte es nicht, ihn anzureden."

„Ein Engländer!" erwiederte Monte-Christo nachsinnend, und von jedem Blicke Juliens beunruhiget; „ein Engländer, sagen Sie?"

„Ja," versetzte Maximilian, „ein Engländer, der als

Bevollmächtigter des Hauses Thomson und French in Rom zu uns kam. Deßhalb sahen Sie mich beben, als Sie neulich bei Herrn von Morcerf sagten, daß die Herren Thomson und French Ihre Banquiers seyen. Um's Himmels willen, mein Herr, es ereignete sich, wie wir Ihnen sagten, im Jahre **1829**; kannten Sie diesen Engländer?"

„Aber sagten Sie mir nicht auch, das Haus Thomson und French habe beharrlich geläugnet, Ihnen diesen Dienst erwiesen zu haben?"

„Ja."

„Sollte denn dieser Engländer nicht ein Mann seyn, der aus Dankbarkeit gegen Ihren Vater wegen irgend einer edlen Handlung, die dieser vielleicht selbst vergaß, ihm diesen Dienst leistete?"

„Alles ist voraussetzbar in einem solchen Falle, mein Herr, selbst ein Wunder."

„Wie hieß er?" fragte Monte-Christo.

„Er gab keinen andern Namen an," antwortete Julie, den Grafen mit großer Aufmerksamkeit anschauend, „als den Namen, welchen er in dem Briefe unterzeichnete: Simbad der Seemann."

„Dieß ist offenbar kein wirklicher, sondern ein falscher Name."

Dann, als Julie ihn noch aufmerksamer anblickte, und auch einige Töne seiner Stimme im Fluge zu haschen und zu vergleichen versuchte, fuhr er fort: „Nun, ist's nicht ein Mann, ungefähr von meiner Größe, vielleicht ein wenig größer, ein wenig schmächtiger, in einer

hohen Cravate steckend, zugeknöpft, geschnürt, gegürtet, und immer den Bleistift in der Hand?"

„O! Sie kennen ihn also?" rief Julie mit vor Freude funkelnden Augen aus.

„Nein," antwortete Monte-Christo, ich vermuthe bloß. Ich kannte einen Lord Wilmore, der solche Züge von Großmuth reichlich spendete."

„Ohne sich zu erkennen zu geben?"

„Er war ein bizarrer Mann, der nicht an Dankbarkeit glaubte."

„O! mein Gott!" rief Julie mit einem erhabenen Tone, und die Hände faltend aus, „an was glaubte denn der Unglückliche!"

„Wenigstens zu der Zeit, da ich ihn kannte, glaubte er nicht daran," entgegnete Monte-Christo, den diese aus der Tiefe der Seele geklungene Stimme innigst rührte, „aber vielleicht hat er seit jener Zeit irgend einen Beweis erhalten, daß die Dankbarkeit existire."

„Und Sie kennen diesen Mann, mein Herr?" fragte Emanuel.

„O! wenn Sie ihn kennen, mein Herr," rief Julie aus, „so sprechen Sie, sprechen Sie, können Sie uns zu ihm führen, ihn uns zeigen, uns sagen, wo er ist? Nicht wahr, Maximilian, nicht wahr Emanuel, wenn wir ihn jemals wieder fänden, müßte er wohl an das Gedächtniß des Herzens glauben."

Monte-Christo fühlte zwei Thränen in seinen Augen schwimmen; er machte wieder einige Schritte im Salon.

„Um's Himmelswillen, mein Herr," sagte Mari-

milian, „wenn Sie irgend etwas von diesem Manne wissen, so sagen Sie uns, was Sie wissen!“

„Ach!“ versetzte Monte=Christo, die Rührung seiner Stimme bewältigend, „wenn Lord Wilmore Ihr Wohlthäter ist, so besorge ich sehr, daß Sie ihn nie wieder finden möchten. Ich verließ ihn vor zwei bis drei Jahren in Palermo, und er reisete in die fabelhaftesten Länder, so zwar, daß ich sehr zweifle, ob er jemals zurückkomme.“

„Ah! mein Herr, Sie sind grausam!“ rief Julie mit Schrecken aus. Und die Thränen traten der jungen Frau in die Augen.

„Madame,“ erwiederte Monte=Christo, kein Auge von den zwei flüssigen Perlen abwendend, die über Juliens Wangen rollten, „hätte Lord Wilmore gesehen, was ich so eben hier sah, er würde das Leben wieder lieben, denn die Thränen, welche Sie vergießen, würden ihn mit dem menschlichen Geschlechte wieder aussöhnen.“ Und er reichte Julie die Hand, die ihm die ihrige gab, hingerissen durch den Blick und Ton des Grafen.

„Aber dieser Lord Wilmore,“ fragte sie, an eine letzte Hoffnung sich klammernd, „hatte eine Heimath, eine Familie, Verwandte, kurz er war bekannt? Könnten wir nicht . . .?“

„O! forschen Sie nicht nach, Madame,“ unterbrach sie der Graf, „bauen Sie keine lieblichen Luftschlösser auf diese Aeußerung, die ich entschlüpfen ließ. Nein, Lord Wilmore ist wahrscheinlich der Mann nicht, den Sie suchen; er war mein Freund; ich kannte alle seine Geheimnisse, er hätte mir dieses erzählt.“

„Und er sagte Ihnen nichts davon?"

„Nichts."

„Nie ein Wort, das Sie konnte vermuthen lassen?"

„Nie."

„Sie haben ihn jedoch eben erst genannt."

„Ah! Sie wissen . . . in solchem Falle vermuthet man."

„Meine Schwester, meine Schwester," sagte Maximilian, dem Grafen zu Hülfe kommend, „der Herr hat Recht. Erinnere Dich dessen, was unser gute Vater uns so oft sagte: „es ist kein Engländer, der uns dieses Glück bereitet hat."

Monte-Christo bebte. „Ihr Vater sagte Ihnen, Herr Morrel?..." versetzte er rasch.

„Mein Vater, mein Herr, sah in dieser Handlung ein Wunder. Mein Vater glaubte an einen für uns aus dem Grabe hervorgegangenen Wohlthäter. O! dieß ist ein rührender Aberglaube, mein Herr, und obgleich ich nicht daran glaubte, war ich doch weit entfernt, diesen Glauben in seinem edlen Herzen zu zerstören! Wie oft überließ er sich daher diesem Gedanken, ganz leise den Namen eines sehr theuern Freundes, den Namen eines verlorenen Freundes aussprechend; und als er am Sterben war, als das Herannahen der Ewigkeit seinem Geiste eine Art heller Einschau in das Grab verlieh, wurde dieser Gedanke, der bisher nur im Zweifel war, eine Ueberzeugung, und seine letzten Worte, die er sterbend sprach, waren; „Maximilian, es war Edmund Dantès!"

Die seit einigen Secunden zunehmende Blässe des Grafen, wurde bei diesen Worten erschreckend. Sein

ganzes Blut war zum Herzen geströmt; er konnte nicht sprechen; er zog seine Uhr, wie wenn er die Stunde vergessen hätte, nahm seinen Hut, richtete an Madame Herbault ein rasches und verlegenes Compliment, und sagte, Maximilian und Emanuel die Hände drückend: „Madame, erlauben Sie mir, Ihnen bisweilen meine Aufwartung machen zu dürfen. Ich liebe Ihr Haus, und bin Ihnen für Ihre Aufnahme dankbar, denn dieß ist das erstemal seit vielen Jahren, daß ich mich verspätete."

Und er entfernte sich mit hastigen Schritten.

„Dieser Graf von Monte-Christo ist ein sonderbarer Mann," sagte Emanuel.

„Ja," erwiederte Maximilian, „aber ich glaube, daß er ein vortreffliches Herz hat, und bin überzeugt, daß er uns liebt."

„Auch ich!" äußerte Julie; „seine Stimme klang in mein Herz, und bisweilen dünkte es mir, es sey nicht das erstemal, daß ich sie hörte."

Pyramus und Thisbe.

Bei zwei Dritteln der Vorstadt Saint-Honoré, hinter einem schönen Hôtel, das unter den merkwürdigen Wohnungen dieses reichen Quartiers merkwürdig ist, dehnt sich ein großer Garten hin, dessen dichtbelaubte Kastanienbäume die ungeheuern, wallhohen Mauern überragen, und wenn der Frühling kommt, ihre rosenrothen und weißen Blüten in zwei Vasen von ausgekehltem Steine streuen, die parallel auf zwei viereckigen Pfeilern

stehen, in die ein eisernes Gitter aus der Zeit Ludwigs XIII. eingerahmt ist. Dieser großartige Eingang ist geblendet, ungeachtet der prächtigen Geranien, die in den beiden Vasen wachsen, und ihre gesprenkelten Blätter und ihre purpurnen Blüten im Winde schaukeln, seitdem die Eigenthümer des Hôtels, und dieß schon von langer Zeit her, auf den Besitz des Hôtels sich beschränkt haben, des mit Bäumen bepflanzten Hofes, der an die Vorstadt grenzt, und des Gartens, den dieses Gitter schließt, welches ehedem in einen Küchengarten von einem Morgen Landes führte, zur Besitzung gehörig. Da jedoch der Dämon der Speculation eine Linie, nämlich eine Straße, bis zum äußersten Ende dieses Küchengartens gezogen, und die Straße, schon bevor sie existirte, vermittelst eines Schildchens von gebräuntem Glase einen Namen erhalten hatte, glaubte man, diesen Küchengarten verkaufen zu können, um auf die Straße zu bauen, und mit jener großen Pulsader von Paris, welche man die Vorstadt Saint-Honoré nennt, in Concurrenz zu treten. Aber im Fache der Speculation denkt der Mensch, und das Geld lenkt; die getaufte Straße starb in der Wiege; der Erwerber des Küchengartens konnte, nach dessen vollständiger Bezahlung, ihn nicht um die Summe wieder verkaufen, die er dafür wollte, und begnügte sich, ein Steigen des Werthes erwartend, das nicht ermangeln kann, ihn früher oder später weit über seine erlittenen Verluste und sein nicht rentirendes Capital zu entschädigen, diesen Grund an Gemüsegärtner für die jährliche Summe von fünfhundert Francs zu vermiethen. Dieß ist zu einem halben Procent angelegtes Geld, was in gegenwärtiger

Zeit nicht theuer ist, wo es so viele Leute giebt, die es zu fünfzig anlegen, und dennoch finden, daß das Geld sehr wenig Gewinn bringt. Gleichwohl ist, wie gesagt, das Gitter des Gartens geblendet, das ehemals in den Küchengarten führte, und der Rost zerfrißt seine Angeln; ja noch mehr: damit nicht niedrige Gemüsegärtner mit ihren gemeinen Blicken das Innere der aristokratischen Einfriedung besudeln, ist an den Gitterstangen ein Bretterverschlag bis zur Höhe von sechs Fuß angebracht. Freilich sind die Bretter nicht so eng an einander gefügt, daß nicht ein verstohlener Blick durch die Zwischenräume schlüpfen kann; aber dieses Haus ist ein strenges Haus, und fürchtet die Indiscretionen nicht. In diesem Küchengarten wächst, anstatt Kohl, gelbe Rüben, Rettige, Erbsen und Melonen, großer Luzernerklee, die einzige Cultur, welche zeigt, daß man noch an diesen verlassenen Ort denkt. Eine kleine niedrige Thüre, die auf die projektirte Straße führt, gewährt den Eintritt in dieses von Mauern umschlossene Terrain, welches seine Miethleute wegen seiner Unfruchtbarkeit so eben verlassen hatten, und das seit acht Tagen, anstatt ein halbes Procent zu verschaffen, gar nichts mehr einträgt.

Gegen das Hôtel zu krönen die Kastanienbäume, von denen wir sprachen, die Mauer, was andere üppig wachsende und blühende Bäume nicht hindert, in die Zwischenräume derselben ihre luftgierigen Aeste zu strecken. An einer Ecke, wo das Laubwerk so dicht wird, daß kaum das Licht hineindringt, verkünden eine große steinerne Bank und Gartensitze einen Versammlungsort, oder einen Lieblingsaufenthalt irgend eines Bewohners des

kaum hundert Schritte entlegenen Hôtels, das man durch den grünen Wall, der es umhüllt, kaum bemerkt. Uebrigens ist die Wahl dieses geheimnißvollen Asyles gleichmäßig gerechtfertiget durch die Abwesenheit der Sonne, durch die ewige Kühle, selbst während der heissesten Sommertage, durch das Zwitschern der Vögel, und durch die Entfernung von dem Hause und der Straße, das heißt: von den Geschäften und dem Lärme.

Gegen den Abend eines der heißesten Tage, welche der Frühling wieder den Einwohnern von Paris gebracht hatte, lagen auf dieser steinernen Bank ein Buch, ein Sonnenschirmchen, ein Arbeitskörbchen, und ein Taschentuch von Batist, dessen Stickerei begonnen war, und nicht weit von dieser Bank, neben dem Gitter stand vor den Brettern, das Auge an den durchsichtigen Verschlag schmiegend, eine junge Dame, deren Blick durch eine Spalte in den uns bekannten öden Grund schaute. Fast in demselben Momente schloß sich die kleine Thüre dieses Grundes wieder, und ein junger, großer kräftiger Mann, angethan mit einer Blouse von ungebleichter Leinwand, mit einem Sammetkäppchen, dessen schwarzer Knebelbart, Backenbart und Haare, äusserst sorgfältig gepflegt, mit dieser Volkstracht jedoch ein wenig contrastirten, ging, nach einem raschen Blicke um sich her, um sich zu überzeugen, daß ihn Niemand belauere, durch diese Thüre eilend, die er hinter sich wieder verschloß, mit hastigen Schritten dem Gitter zu. Bei dem Anblicke Desjenigen, den das junge Mädchen erwartete, aber wahrscheinlich nicht in dieser Tracht, fürchtete es sich, und fuhr zurück. Und doch hatte schon, durch die Spalten der Thüre

der junge Mann mit jenem nur den Liebenden eigenthümlichen Blicke, das weiße Kleid und den langen blauen Gürtel wehen sehen; er eilte zum Verschlage, und sagte, seinen Mund an eine Oeffnung schmiegend: „Fürchten Sie sich nicht, Valentine, ich bin's.“ Das junge Mädchen näherte sich. „O! mein Herr,“ erwiederte sie, warum sind Sie denn heute so spät gekommen? Wissen Sie, daß man bald diniren wird, und daß ich sehr diplomatisch und gewandt seyn mußte, um mich meiner Schwiegermutter zu entledigen, die mich belauert, meiner spionirenden Zofe, und meines Bruders, der mich quält, um hier an dieser Stickerei zu arbeiten, die, was ich sehr befürchte, noch lange nicht wird fertig werden? Nach der Entschuldigung Ihres Verspätens werden Sie mir dann sagen, was dieß für ein neues Costüm ist, welches zu wählen Ihnen beliebte, und das beinahe Ursache war, daß ich Sie nicht erkannte.“

„Liebe Valentine,“ sagte der junge Mann, „Sie stehen zu hoch über meiner Liebe, als daß ich es wage, mit Ihnen davon zu sprechen, und dennoch fühle ich, so oft ich Sie sehe, das Bedürfniß, Ihnen zu sagen, daß ich Sie anbete, damit das Echo meiner eigenen Gedanken sanft dem Herzen liebkose, wenn ich Sie nicht mehr sehe. Nun danke ich Ihnen für Ihr Schmollen; es ist ganz charmant, denn es beweiset mir, daß Sie mich, ich getraue mir nicht zu sagen... erwarteten, aber daß Sie an mich dachten. Sie wollten die Ursache meines Verspätens, und den Grund meiner Verkleidung wissen? Ich will es Ihnen sagen, und ich hoffe, daß Sie Beide entschuldigen werden: ich habe einen Stand gewählt.“

„Einen Stand… was wollen Sie damit sagen, Maximilian? Und sind wir denn glücklich genug, daß Sie von dem, was uns angeht, scherzend sprechen können?"

„O! Gott behüte mich," antwortete der junge Mann, „mit dem zu scherzen, was mein Leben ist; aber überdrüssig, ein Feldstreicher und Mauernersteiger zu seyn, ernstlich von der Idee erschreckt, die Sie neulich Abends in mir erregten, daß Ihr Vater mich eines Tages als einen Dieb aburtheilen könnte, was die Ehre der ganzen französischen Armee compromittiren würde, nicht minder von der Möglichkeit erschreckt, daß man sich verwundere, einen Capitain der Spahis ewig dieses Terrain umstreifen zu sehen, worin nicht die kleinste Citadelle zu belagern oder das kleinste Blockhaus zu vertheidigen ist, bin ich Gemüsegärtner geworden, und habe das Costüm meines Gewerbes angezogen."

„Gut, welche Verrücktheit!"

„Es ist im Gegentheile das Klügste, glaub' ich, was ich in meinem Leben gethan habe, denn es gewährt uns alle Sicherheit."

„Nun, erklären Sie sich!"

„Wohlan, ich bin zu dem Eigenthümer dieses Grundes gegangen; der Pacht der andern Miethsleute war zu Ende; ich trat als Pächter ein. All dieser Luzernerklee, den Sie da sehen, gehört mein, Valentine, nichts hindert mich, mir eine Hütte in diesen Kleeboden bauen zu lassen, und fortan zwanzig Schritte weit von Ihnen zu leben. O! ich kann meine Freude und mein Glück nicht bewältigen. Begreifen Sie, Valentine, daß man sein Glück macht, indem man diese Dinge bezahlt? Das ist

unmöglich, nicht wahr? Nun denn, diese ganze Seligkeit, dieses ganze Glück, diese ganze Freude, für die ich zehn Jahre meines Lebens hingegeben hätte, kosten mir, rathen Sie, wie viel? . . . fünfhundert Francs jährlich, viermonatlich zahlbar. Künftig, wie Sie sehen, ist nichts mehr zu befürchten. Ich bin hier zu Hause, ich kann Leitern an die Mauern legen, und über sie schauen, und besitze, ohne Besorgniß, von einer Patrouille gestört zu werden, das Recht, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, so lange Ihr Stolz sich nicht verwundet fühlen wird, dieses Wort aus dem Munde eines Taglöhners, mit einer Blouse angethan, und ein Käppchen auf dem Kopfe, zu vernehmen."

Valentine stieß einen leisen Schrei freudigen Erstaunens aus, dann erwiederte sie plötzlich traurig, und wie wenn eine neidische Wolke unvermuthet aufgestiegen wäre, den ihr Herz erhellenden Sonnenstrahl zu umschleiern. „Ach! Maximilian, nun werden wir allzu frei seyn; unser Glück wird uns verleiten, Gott zu versuchen; wir werden unsere Sicherheit mißbrauchen, und unsere Sicherheit uns in's Verderben stürzen."

„Können Sie dieß mir sagen, meine Freundin, mir, der ich Ihnen, seitdem ich Sie kenne, täglich beweise, daß ich meine Gedanken und mein Leben Ihrem Leben und Ihren Gedanken untergeordnet habe? Was verlieh Ihnen Vertrauen auf mich? Mein Glück, nicht wahr? Als Sie mir sagten, eine dunkle Ahnung flüstere Ihnen zu, daß Ihnen eine große Gefahr drohe, stellte ich meine Ergebenheit zu Ihrer Verfügung, und verlangte keinen andern Lohn, als das Glück, Ihnen zu dienen. Gab

ich Ihnen seit jener Zeit durch ein Wort, durch ein Zeichen Anlaß, zu bereuen, mich inmitten von jenen ausgezeichnet zu haben, die glücklich gewesen wären, für Sie zu sterben? Sie sagten mir, armes Kind, daß Sie die Verlobte des Herrn von Epinay wären, daß Ihr Vater diese Heirath beschlossen habe, das heißt: daß sie gewiß sey; denn Alles, was Herr von Villefort will, geschieht unfehlbar. Nun denn, ich blieb zurückhaltend, Alles, nicht von meinem Willen, nicht von dem Ihrigen, sondern von den Ereignissen erwartend, von der Vorsehung; von Gott, und doch lieben Sie mich, Sie fühlten Mitleiden mit mir, Valentine, und Sie sagten es mir; ich danke für dieses süße Wort, und bitte Sie nur, es mir bisweilen zu wiederholen, und es wird mich Alles vergessen machen."

„Und dieß ist's, was Sie kühn machte, Maximilian, was mir ein sehr süßes und zugleich sehr unglückliches Leben bereitet, so zwar, daß ich mich oft frage, was besser für mich wäre, der Verdruß, den früher die Strenge meiner Stiefmutter und die blinde Bevorzugung ihres Kindes mir verursachten, oder das Glück voll Gefahren, das ich genieße, indem ich Sie sehe."

„Gefahr!" rief Maximilian aus, „können Sie ein so hartes und ungerechtes Wort sprechen! Sahen Sie je einen unterwürfigeren Sclaven, als mich? Sie erlaubten mir, bisweilen mit Ihnen zu sprechen, Valentine, aber Sie verboten mir, Ihnen nachzufolgen; ich gehorchte. Sagen Sie mir, hab' ich jemals verlangt, seitdem ich Mittel fand, in diese Einfriedung zu schlüpfen, durch diese Thüre mit Ihnen zu plaudern, kurz so nahe bei

Ihnen zu seyn, ohne Sie zu sehen, durch dieses Gitter hindurch den Saum Ihres Kleides zu berühren? That ich je einen Schritt, um über diese Mauer zu steigen, ein lächerliches Hinderniß für meine Jugend und Kraft? Nie kam ein Vorwurf über Ihre Strenge, nie ein lauter Wunsch über meine Lippen; ich war treu in meinem Worte, wie ein Ritter in den vergangenen Zeiten. Gestehen Sie wenigstens dieß, damit ich Sie nicht für ungerecht halte."

„Es ist wahr," entgegnete Valentine, indem sie zwischen zwei Bretter die Spitze von einem ihrer zarten Finger schob, auf den Maximilian seine Lippen drückte, „es ist wahr, Sie sind ein ehrbarer Freund. Aber im Grunde handelten Sie nur mit dem Gefühle ihres Vortheiles, mein lieber Maximilian; Sie wußten wohl, daß der Sclave von dem Tage an, da er begehrlich würde, Alles verlieren müßte. Sie versprachen mir die Freundschaft eines Bruders, mir, die ich keine Freunde habe, von meinem Vater vergessen, von meiner Stiefmutter verfolgt, ohne einen andern Trost zu besitzen, als den regungslosen, stummen, eisigen Greis, dessen Hand nicht die meinige drücken, dessen Auge nur mit mir sprechen kann, und dessen Herz ohne Zweifel mit einem Reste von Wärme für mich schlägt. Bitterer Hohn des Schicksals, das mich zur Feindin oder zum Opfer Derjenigen macht, die stärker sind, als ich, und mir einen Leichnam als Stütze und Freund giebt. O! wahrhaftig, Maximilian, ich wiederhole es Ihnen, ich bin sehr unglücklich, und Sie haben Recht, mich meinetwegen und nicht Ihretwegen zu lieben."

„Valentine," sagte der junge Mann mit einer innigen Gemüthsbewegung, „ich sage nicht, daß ich nur Sie auf der Welt liebe, denn ich liebe auch meine Schwester und meinen Schwager, aber dieß ist eine sanfte und ruhige Liebe, die in nichts dem Gefühle gleicht, das ich für Sie empfinde; wenn ich an Sie denke, wallet mein Blut, meine Brust schwillt, mein Herz geht über; aber diese Kraft, diese Gluth, diese übermenschliche Gewalt, werde ich, Sie zu lieben, nur so lange verwenden, bis Sie mir gebieten werden, Sie zu Ihrem Dienste zu benützen. Herr Franz von Epinay wird noch ein Jahr abwesend seyn, sagte man; wie viele günstige Wechselfälle können in einem Jahre für uns eintreten, wie viele Ereignisse können uns unterstützen! Hoffen wir also immerhin; Hoffen ist so gut und so süß! Doch was waren inzwischen Sie für mich, Valentine, die Sie mir meine Selbstsucht vorwerfen? Die schöne und kalte Bildsäule der Venus Urania. Was haben Sie mir für diese Ergebenheit, diesen Gehorsam, diese Zurückhaltung versprochen? Nichts; was gewährten Sie mir? Wenig. Sie sprechen mit mir von Herrn von Epinay, Ihrem Verlobten, und seufzen bei dem Gedanken, einst sein zu gehören. Wie, Valentine, ist dieß Alles, was Sie in Ihrem Herzen tragen? Wie! Ich verpfände Ihnen mein Leben, ich gebe Ihnen meine Seele, ich weihe Ihnen sogar das leiseste Pochen meines Herzens, und wenn ich ganz Ihnen bin, wenn ich ganz leise bei mir sage, daß ich sterben werde, wenn ich Sie verliere, entsetzen Sie sich nicht bei dem bloßen Gedanken, einem Andern anzugehören! O, Valentine! Valentine! Wäre ich, was Sie

sind, fühlte ich mich geliebt, wie Sie versichert sind, daß ich Sie liebe, dann hätte ich schon hundertmal meine Hand durch die Stangen dieses Gitters gestreckt, und dem armen Maximilian mit den Worten die Hand gedrückt: „Ihnen, Maximilian, Ihnen allein gehöre ich, auf dieser Welt und in der andern!"

Valentine antwortete nicht, aber der junge Mann hörte Sie seufzen und weinen. Die Rückwirkung auf Maximilian erfolgte rasch.

„O!" rief er aus, „Valentine! Valentine! vergessen Sie meine Worte, wenn in meinen Worten etwas liegt, das Sie verletzen konnte!"

„Nein," erwiederte sie, „Sie haben Recht; aber sehen Sie nicht, daß ich ein armes Geschöpf bin, in einem fast fremden Hause verlassen, denn mein Vater ist mir beinahe ein Fremder, mit einem seit zehn Jahren Tag für Tag, Stunde für Stunde, Minute für Minute durch den eisernen Willen von Gebietern gebrochen, der schwer auf mir lastet? Niemand sieht, was ich leide, und ich sagte es Niemanden, als Ihnen. Dem Anscheine nach, und vor den Augen von Jedermann, sind Alle gut gegen mich, Alle liebevoll, in der Wirklichkeit sind Alle gegen mich feindlich gesinnt. Die Leute sagen: „Herr Villefort ist zu ernst und zu streng, um sehr zärtlich gegen seine Tochter zu seyn; aber sie hatte wenigstens das Glück, an Frau von Villefort wieder eine zweite Mutter zu finden." Nun denn, die Leute täuschen sich; mein Vater verläßt mich mit Gleichgültigkeit, und meine Stiefmutter haßt mich mit einer um so schrecklicheren Erbitterung, als diese durch ein ewiges Lächeln verschleiert ist."

„Sie hassen! Sie, Valentine! Und wie kann man Sie hassen?“

„Ach! mein Freund,“ antwortete Valentine, „ich bin zu gestehen genöthiget, daß dieser Haß gegen mich von einem fast natürlichen Gefühle herrührt.“

„Wie so?“

„Wie so? Es dünkt mir sonderbar, in unser Gespräch eine Geldangelegenheit zu mischen; wohlan, mein Freund, ich wenigstens glaube, daß ihr Haß hieraus entspringt. Da sie selbst kein Vermögen besitzt, da ich schon von mütterlicher Seite reich bin, und dieses Vermögen durch jenes von Herrn und Frau von Saint-Méran noch mehr als verdoppelt wird, das mir dereinst zufallen muß, so glaub' ich, daß sie mich beneidet. O! mein Gott! wenn ich ihr die Hälfte dieses Vermögens geben, und bei Herrn von Villefort wie eine Tochter im Hause ihres Vaters wieder seyn könnte, so thäte ich es gewiß auf der Stelle.“

„Arme Valentine!“

„Ja, ich fühle mich angekettet, und zugleich so schwach, daß es mir dünkt, diese Bande seyen meine Stütze, und daß ich sie zu sprengen fürchte. Zudem ist mein Vater nicht der Mann, dessen Befehle man ungestraft verletzen könnte; er ist mächtig gegen mich, er wäre es gegen Sie, er würde es selbst gegen den König seyn, da er durch eine tadellose Vergangenheit und durch eine fast unangreifbare Stellung geschützt ist. O! Maximilian! ich schwöre es Ihnen, ich kämpfe nicht, weil ich fürchte, in diesem Kampfe eben so sehr Sie als mich in's Verderben zu stürzen.“

„Aber warum denn verzweifeln Sie so, Valentine?“ fragte Maximilian, „und warum sehen Sie die Zukunft immer düster?“

Ah! mein Freund, weil ich sie nach der Vergangenheit beurtheile.“

„Wenn ich auch nicht eine erlauchte Parthie vom aristokratischen Gesichtspunkte aus bin, so gehöre ich doch in vielen Beziehungen der Gesellschaft an, in der Sie leben; die Zeit, da es ein zweites Frankreich in Frankreich gab, existirt nicht mehr; die höchsten Familien der Monarchie sind mit den Familien des Kaiserreiches verschmolzen; die Aristokratie des Speeres hat sich mit dem Adel der Kanone verbunden. Wohlan, ich gehöre diesem letzteren an; ich habe eine schöne Zukunft in der Armee, ich besitze ein beschränktes, aber unabhängiges Vermögen; das Andenken an meinen Vater endlich, ist in unserer Heimath als jenes von einem der rechtschaffensten Handelsmänner, die existiren, geehrt. Ich sage unsere Heimath, Valentine, weil Sie beinahe von Marseille sind.“

„Sprechen Sie mir nicht von Marseille, Maximilian; dieses einzige Wort erinnert mich an meine gute Mutter, diesen Engel, dessen Verlust Jedermann bedauerte, und der, nachdem er über seine Tochter während seines kurzen Aufenthaltes auf Erden gewacht hat, über sie, ich hoffe es wenigstens, auch während seines ewigen Aufenthaltes im Himmel wacht. O! wenn meine arme Mutter noch leben würde, Maximilian, brauchte ich nichts mehr zu befürchten; ich würde ihr sagen, daß ich Sie liebe, und sie uns beschützen.“

„Ach! Valentine," versetzte Maximilian, „wenn sie noch lebte, würde ich Sie ohne Zweifel nicht kennen; denn Sie wären, wie Sie sagten, glücklich, wenn sie leben würde, und die glückliche Valentine hätte wohl von der Höhe ihres Glückes geringschätzig auf mich herabgeschaut."

„Ah! mein Freund," rief Valentine aus, „nun sind Sie ungerecht... Das sagen Sie mir..."

„Was soll ich Ihnen sagen?" fragte Maximilian, als er sie unschlüssig sah.

„Sagen Sie mir," fuhr das junge Mädchen fort, „gab es ehedem in Marseille irgend Stoff zu Mißverständniß zwischen Ihrem und meinem Vater?"

„Nein, so viel ich weiß," antwortete Maximilian, „wenn nicht zur Zeit, da Ihr Vater ein übereifriger Anhänger der Bourbons, und der meinige ein dem Kaiser ergebener Mann war; dieß ist, vermuthe ich, die einzige Uneinigkeit, die jemals zwischen ihnen stattfand. Aber wozu diese Frage, Valentine?"

„Ich will's Ihnen sagen," erwiederte das junge Mädchen, „denn Sie müssen Alles wissen. Nun denn, es war an jenem Tage, da Ihre Ernennung zum Officiere der Ehrenlegion im Journal mitgetheilt wurde. Wir Alle waren bei meinem Großvater, Herr Noirtier, ferner auch Herr Danglars, Sie wissen, jener Banquier, dessen Pferde vorgestern meine Mutter und meinen Bruder beinahe getödtet hätten? Ich las das Journal ganz laut meinem Großvater vor, während jene Herren von der wahrscheinlichen Heirath des Herrn von Morcerf und des Fräuleins Danglars plauderten. Als ich zu der Stelle

kam, die Sie betraf, . . . denn schon am Tage vorher Morgens hatten Sie mir diese gute Nachricht gebracht, . . . als ich, sag' ich, zu der Stelle kam, die Sie betraf, war ich sehr glücklich . . . fürchtete mich aber eben so sehr, genöthiget zu seyn, Ihren Namen ganz laut auszusprechen, und sicher hätte ich ihn ohne die Besorgniß ausgelassen, die ich hegte, daß man mein Schweigen übel auslegen möchte; ich raffte also meinen ganzen Muth zusammen, und las."

„Liebe Valentine!"

„Wohlan, so wie Ihr Name erscholl, wendete mein Vater den Kopf um: ich war so überzeugt . . . sehen Sie, wie albern ich bin! . . . Jedermann müßte von diesem Namen wie von einem Blitzstrahle erfaßt werden, daß ich meinen Vater glaubte beben zu sehen, und sogar . . . diesen betreffend war's eine Täuschung, dessen bin ich sicher . . . und sogar Herrn Danglars."

„Morrel," sagte mein Vater, „warten Sie doch!" Er runzelte die Stirne. „Sollte dieß einer von jenen Morrel von Marseille seyn, einer von jenen wüthenden Bonapartisten, die uns im Jahre 1815 so viel Böses zufügten?"

„Ja," antwortete Danglars, „ich glaube sogar, daß es der Sohn des damaligen Rheders ist."

„Wahrhaftig!" sagte Maximilian, „und was antwortete Ihr Vater, sprechen Sie, Valentine?"

„O! etwas Schreckliches, was ich Ihnen nicht zu wiederholen wage."

„Sprechen Sie immerhin," entgegnete Maximilian lächelnd.

„Ihr Kaiser," fuhr er, die Sirne runzelnd fort, „wußte alle diese Fanatiker an ihren Platz zu stellen: er nannte sie Kanonenfutter, und dieß war der einzige Name den sie verdienten; ich sehe mit Freude, daß die neue Regierung dieses heilsame Princip wieder in Thätigkeit setzt. Wär's auch nur deßhalb, daß sie Algier behält, so würde ich ihr dazu Glück wünschen, obgleich es uns ein wenig viel kostet."

„Das ist in der That eine ziemlich brutale Politik," äußerte Maximilian; „aber erröthen Sie nicht über das, liebe Freundin, was Herr von Villefort sprach; in dieser Beziehung gab mein Vater dem Ihrigen nichts nach, und wiederholte unaufhörlich: „Warum errichtet denn nicht der Kaiser, der so viele schöne Dinge vollbringt, ein Regiment von Richtern und Advokaten, und schickt sie nicht immer voran in's Feuer?"" Sie sehen es, liebe Freundin, die Partheien sind in Bezug auf das Malerische des Ausdruckes und der Sanftmuth des Gedankens einander werth. Doch was sagte Herr Danglars zu dieser Aeußernng des Staatsanwaltes?"

„O! er begann zu lachen, mit jenem duckmäuserischen Lachen, das ihm eigenthümlich ist, und das ich unheimlich finde; dann standen sie gleich nachher auf, und gingen fort. Ich sah dann nur, daß mein guter Großvater sehr aufgeregt war. Ich muß Ihnen sagen, Maximilian, daß ich allein die Gemüthsaufregungen dieses armen Gelähmten errathe, und ich vermuthete überdieß, daß die so eben vor ihm gepflogene Conversation, (denn man nimmt keine Rücksicht mehr auf den armen Großvater) einen sehr starken Eindruck auf ihn gemacht hatte, weil man Böses

von seinem Kaiser sprach, und er dem Kaiser fanatisch zugethan war."

„Es ist wirklich einer von den bekannten Namen des Kaiserreiches," sagte Maximilian, „er war Senator, und wie Sie wissen, oder nicht wissen, Valentine, Theilnehmer beinahe an allen bonapartistischen Verschwörungen, die unter der Restauration angezettelt wurden."

„Ja, ich höre bisweilen ganz leise von diesen Dingen sprechen, die mir sonderbar dünken; der Großvater Bonapartist, der Vater Royalist; was läßt sich sagen? Ich wendete mich also zu ihm. Er zeigte mir das Journal mit dem Blicke."

„Was wollen Sie, guter Papa?" fragte ich ihn; „sind Sie vergnügt?"

Er machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen.

„Ueber das, was mein Vater so eben sagte?" fragte ich.

Er machte ein verneinendes Zeichen.

„Also über die Ernennung des Herrn Morrel ... ich wagte nicht zu sagen: Maximilian ... zum Offizier der Ehrenlegion?"

Er machte ein bejahendes Zeichen. „Werden Sie es glauben, Maximilian? Er war vergnügt darüber, daß Sie zum Offizier der Ehrenlegion ernannt wurden, obgleich er Sie nicht kennt; es ist vielleicht Verrücktheit von seiner Seite, denn er wird kindisch, sagt man; aber ich liebe ihn sehr wegen dieses „Ja."

„Es ist wunderlich," versetzte Maximilian; „Ihr Vater würde mich also hassen, während dagegen Ihr Großvater . . . Liebe und Haß der Partheien sind sonderbare Dinge!"

„Stille!“ rief plötzlich Valentine aus. „Verbergen Sie sich, fliehen Sie, man kommt!“

Maximilian sprang auf einen Spaten hin, und begann den Luzernerklee unbarmherzig umzugraben.

„Fräulein, Fräulein,“ rief eine Stimme hinter den Bäumen, „Frau von Villefort sucht Sie überall, und ruft Ihnen; es ist ein Besuch im Salon.“

„Ein Besuch!“ entgegnete Valentine ganz aufgeregt; „und wer macht uns diesen Besuch?“

„Ein großer Seigneur, ein Fürst, wie man sagt, der Herr Graf von Monte-Christo.“

„Ich gehe hinein,“ sagte Valentine ganz laut.

Dieser Name machte auf der andern Seite des Gitters denjenigen beben, dem das: „ich gehe hinein“ Valentinens zum Lebewohlzeichen am Schlusse jeder Unterredung diente. „Ei,“ sagte Maximilian bei sich, gedankenvoll auf seinem Spaten sich stützend, „wie kennt der Graf von Monte-Christo Herrn von Villefort?“

Giftlehre.

Wirklich war es der Herr Graf von Monte-Christo, der so eben bei Frau von Villefort in der Absicht eingetreten war, dem Herrn Staatsanwalte den Besuch zu erwiedern, den dieser ihm gemacht hatte, und bei seinem Namen gerieth, wie man leicht begreift, das ganze Haus in Bewegung. Frau von Villefort, die allein im Salon war, als man den Grafen meldete, ließ alsogleich ihren Sohn holen, damit der Knabe seine Danksagungen dem ...fen wiederholen sollte, und Eduard, der seit zwei Tagen

von nichts Anderem als von der vornehmen Person sprechen hörte, eilte hastig herbei, nicht aus Gehorsam gegen seine Mutter, nicht um dem Grafen zu danken, sondern aus Neugier, und um irgend eine Bemerkung zu machen, die er benützen konnte, einen von jenen Spässen anzubringen, die seine Mutter zu äußern veranlaßten: „O! der schlimme Knabe! aber ich muß ihm wohl verzeihen, er hat so viel Verstand!"

Nach den ersten herkömmlichen Artigkeiten, erkundigte sich der Graf nach Herrn von Villefort. „Mein Mann dinirt bei dem Herrn Kanzler," antwortete die junge Frau; er ist so eben fortgefahren, und wird es sehr bedauern, dessen bin ich gewiß, des Glückes, Sie zu sehen, beraubt worden zu seyn."

Zwei Besucher, die früher als der Graf in den Salon gekommen waren, und die Augen nicht von ihm abwendeten, entfernten sich nach der schicklichen Zeit, welche Höflichkeit und Neugier gleichmäßig in Anspruch nahmen.

„Apropos, was macht denn Deine Schwester Valentine?" fragte Frau von Villefort Eduard; „man setze sie in Kenntniß, damit ich die Ehre habe, sie dem Herrn Grafen vorzustellen."

„Sie haben eine Tochter, Madame?" fragte der Graf; „sie muß ja ein Kind seyn?"

„Sie ist die Tochter des Herrn von Villefort," antwortete die junge Frau; „eine Tochter aus erster Ehe, eine große und schöne Person."

„Aber melancholisch," unterbrach sie der junge Eduard,

indem er, um einen Busch auf seinen Hut davon zu machen, die Federn aus dem Schweife eines prächtigen Ara*) riß, der auf seiner vergoldeten Stange vor Schmerz schrie. Frau von Villefort begnügte sich, zu sagen: „Ruhig, Eduard!“ Dann fügte sie bei: „Dieser kleine Wildfang hat beinahe Recht, und wiederholt hier das, was er mich sehr oft mit Schmerz sagen hörte; denn Fräulein von Villefort hat, ungeachtet alles dessen, was wir thun mögen, um sie zu zerstreuen, einen schwermüthigen Character und eine schweigsame Stimmung, die oft der Wirkung ihrer Schönheit schadet. Aber sie kommt nicht, Eduard; sieh doch nach, warum.“

„Weil man sie sucht, wo sie nicht ist.“

„Wo sucht man sie?“

„Bei dem Großpapa Noirtier.“

„Und sie ist nicht dort, glaubst Du?“

„Nein, nein, nein, nein, nein, sie ist nicht dort,“ antwortete Eduard singend.

„Und wo ist sie? Wenn Du es weißt, so sag's.“

„Sie ist unter dem großen Kastanienbaume,“ fuhr der böse Junge fort, indem er, ungeachtet der Abwehre seiner Mutter, lebendige Mücken dem Papageie reichte, der nach dieser Art von Wildpret sehr lüstern schien.

Frau von Villefort streckte die Hand aus, um zu schellen, und um der Kammerfrau den Ort zu bezeichnen, wo sie Valentine finden könnte, als diese eintrat. Sie schien wirklich traurig, und sie aufmerksam anschauend, hätte man in ihren Augen Thränenspuren sehen können.

---

*) Ein großer Papagei mit langem Schweife. D. Ü.

Valentine, die wir, von der Eile der Erzählung hingerissen, unsern Lesern vorgestellt haben, ohne sie ihnen zu schildern, war ein großes und schlankes junges Mädchen von neunzehn Jahren mit hellbraunen Haaren, mit dunkelblauen Augen; in ihrem Gange lag etwas Bemessenes, das Gepräge jener auserlesenen Vornehmheit, die ihre Mutter characterisirte; ihre weißen und zarten Hände, ihr Perlenmuschelhals, ihre von flüchtigen Farben gesprenkelten Wangen, verliehen ihr auf den ersten Anblick das Aussehen von einer jener schönen Engländerinnen, die man ziemlich poetisch in ihrem Gange mit Schwänen verglichen hat, die sich im Wasser spiegeln. Sie trat also ein, und grüßte, neben ihrer Mutter den Fremden, von dem sie schon sprechen hörte, erblickend, ohne die Ziererei eines jungen Mädchens und ohne die Augen niederzuschlagen, mit einer Anmuth, welche die Aufmerksamkeit des Grafen verdoppelte. Dieser stand auf.

„Fräulein von Villefort, meine Stieftochter," sagte Frau von Villefort zu Monte-Christo, auf ihrem Sofa sich vorneigend, indem sie mit der Hand auf Valentine wies.

„Und der Herr Graf von Monte-Christo, König von China, Kaiser von Cochinchina," äußerte der junge Schlingel, mit einem tückischen Blicke auf seine Schwester.

Dießmal erblaßte Frau von Villefort, und wäre über diesen häuslichen Quälgeist, genannt Eduard, beinahe zornig geworden; der Graf aber ganz im Gegentheile, lächelte und schien den Knaben wohlgefällig anzuschauen,

was die Freude und den Enthusiasmus seiner Mutter auf den höchsten Grad steigerte. „Aber, Madame," fragte der Graf, das Gespräch wieder anknüpfend, und wechselweise Frau von Villefort und Valentine anblickend, „hab' ich nicht schon die Ehre gehabt, Sie irgendwo zu sehen, Sie und das Fräulein? Vorhin schon dachte ich daran, und als das Fräulein eintrat, war ihr Anblick ein Schimmer, der eine dunkle Erinnerung erhellte, verzeihen Sie mir diese Worte."

„Das ist nicht wahrscheinlich, mein Herr; Frau von Villefort liebt Gesellschaften nicht, und wir gehen selten aus," erwiederte das junge Mädchen.

„Es war auch nicht in einer Gesellschaft der Fall, daß ich das Fräulein, Madame, und diesen ergötzlichen Schalk sah. Zudem ist mir die vornehme Welt in Paris völlig unbekannt, denn ich bin, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre hatte, glaub' ich, erst seit einigen Tagen in Paris. Nein, wenn Sie erlauben, daß ich mich erinnere . . . warten Sie . . ." Der Graf legte die Hand auf seine Stirne, wie um alle seine Erinnerungen zu sammeln.

„Nein, es war draussen . . . es war . . . ich weiß es nicht . . . aber es dünkt mir, daß diese Erinnerung unzertrennlich ist von einer schönen Sonne, und von einer Art religiösen Festes . . . Das Fräulein hielt Blumen in der Hand; der Knabe lief einem schönen Pfaue in einem Garten nach, und Sie, Madame, waren in einer Bogenlaube . . . Helfen Sie mir doch darauf, Madame; erinnert Sie, was ich Ihnen sage, an nichts?"

„Nein, wahrhaftig," antwortete Frau von Villefort,

„und dennoch scheint es mir, mein Herr, daß, wenn ich Sie irgendwo getroffen hätte, die Erinnerung an Sie meinem Gedächtnisse gegenwärtig geblieben wäre."

„Vielleicht sahen uns der Herr Graf in Italien," äußerte Valentine schüchtern.

„In der That, in Italien... das ist möglich," sagte Monte-Christo. „Haben Sie eine Reise nach Italien gemacht, mein Fräulein?"

„Madame und ich reiseten vor zwei Jahren nach Italien. Aus Besorgniß für meine Brust, empfahlen die Aerzte mir die Luft von Neapel. Wir kamen durch Bologna, Perugia und Rom."

„Ah! es ist wahr, mein Fräulein," rief Monte-Christo aus, wie wenn dieser einfache Aufschluß genügte, alle seine Erinnerungen zu fixiren." Es war in Perugia, am Frohnleichnamstage, im Garten des Gasthauses der Post, wo uns der Zufall zusammenführte, Sie, Madame, das Fräulein, Ihren Sohn und mich, daß ich die Ehre genoß, Sie zu sehen."

„Ich erinnere mich sehr gut an Perugia, mein Herr, und an das Gasthaus der Post, und an das Fest, von dem Sie sprechen," versetzte Frau von Villefort; „aber vergebens denke ich nach, und schäme mich meines schwachen Gedächtnisses; ich erinnere mich nicht, die Ehre gehabt zu haben, Sie zu sehen."

„Das ist sonderbar, ich auch nicht," äußerte Valentine, ihre schönen Augen zu Monte-Christo aufschlagend.

„Ah! ich erinnere mich daran," sagte Eduard.

„Ich will Ihnen darauf helfen, Madame," erwiederte der Graf. „Der Tag war heiß gewesen; Sie warteten

auf die Pferde, die wegen der Feierlichkeit nicht kamen. Das Fräulein ging tief in den Garten hinein, und Ihr Sohn verschwand, dem Vogel nachlaufend."

„Ich erwischte ihn, Mama," sagte Eduard; „Du weißt, ich riß ihm sogar drei Federn aus dem Schweife."

„Sie, Madame, blieben in der Weinrebenlaube; erinnern Sie sich nicht mehr, während Sie auf einer steinernen Bank saßen, und während, wie ich Ihnen sagte, das Fräulein von Villefort und Ihr Herr Sohn abwesend waren, ziemlich lange mit Jemanden gesprochen zu haben?"

„Ja, wirklich ja," antwortete die junge Frau erröthend, „ich erinnere mich daran, mit einem in einen langen wollenen Mantel gehüllten Manne .... mit einem Arzte, glaub' ich."

„So ist's, Madame, dieser Mann war ich; während meines vierzehntägigen Aufenthaltes in diesem Gasthause, heilte ich meinen Kammerdiener vom Fieber und meinen Wirth von der Gelbsucht, so, daß man mich für einen berühmten Arzt hielt. Wir sprachen lange, Madame, von verschiedenen Dingen, von Perugino, von Raphael, von den Eigenschaften und dem Gebrauche jener famosen Aqua-Toffana, deren Geheimniß, wie man Ihnen sagte, glaub' ich, noch einige Personen in Perugia kannten."

„Ah! es ist wahr," entgegnete Frau von Villefort mit einer gewissen Unruhe, „ich erinnere mich."

„Ich weiß nicht mehr genau, was Sie mir Alles sagten, Madame," fuhr der Graf mit vollkommener Ruhe fort, „erinnere mich aber sehr gut, daß Sie mich, den allgemeinen Irrthum in Bezug auf meine Person theilend,

wegen der Gesundheit des Fräuleins von Villefort um Rath fragten."

„Sie waren denn doch wirklich ein Arzt," bemerkte Frau von Villefort, „weil Sie Kranke heilten."

„Molière oder Beaumarchais würden Ihnen antworten, Madame, daß ich gerade deßhalb, weil ich kein Arzt war, meine Kranken nicht heilte, sondern daß meine Kranken genasen; ich begnüge mich, Ihnen zu sagen, daß ich ziemlich gründlich die Chemie und die natürlichen Wissenschaften studirte, aber nur als Liebhaber . . . Sie verstehen."

In diesem Momente schlug es sechs Uhr. „Es ist sechs Uhr," äußerte Frau von Villefort, sichtbar aufgeregt; „schauen Sie nicht nach, Valentine, ob Ihr Großvater bereit ist, zu diniren?"

Valentine stand auf, grüßte den Grafen, und verließ das Zimmer, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

„O! mein Gott, Madame, sollten Sie etwa meinetwegen das Fräulein von Villefort fortgeschickt haben?" fragte der Graf nach Valentinens Entfernung.

„Nicht im mindesten," antwortete die junge Frau rasch; allein dieß ist die Stunde, in welcher wir dem Herrn Noirtier das traurige Mahl auftischen, welches seine traurige Existenz sichert. Sie wissen, mein Herr, in welchem traurigen Zustande der Vater meines Gemahles ist?"

„Ja, Madame, Herr von Villefort hat mit mir davon gesprochen; eine Lähmung, glaub' ich."

„Ach! ja; der arme Greis leidet an einer vollständigen Abwesenheit der Bewegung, die Seele allein wacht

in dieser menschlichen, blassen und zitternden Maschine, die gleich einer Lampe nahe daran ist, zu erlöschen. Doch um Vergebung, mein Herr, daß ich von unsern häuslichen Mißgeschicken mit Ihnen spreche; ich unterbrach Sie in dem Momente, da Sie mir sagten, daß Sie ein geschickter Chemiker seyen."

„O! dieß sagte ich nicht, Madame," erwiederte der Graf lächelnd; „ganz im Gegentheile; ich studirte die Chemie nur, weil ich entschlossen war, vorzüglich im Oriente zu leben, und das Beispiel des Königes Mithridates befolgen wollte."

„Mithridates, rex Ponticus *)," sagte der Wildfang, Silhouetten in einem prächtigen Album ausschneidend, „der Nämliche, welcher an jedem Morgen eine Tasse Gift à la crême frühstückte."

„Eduard! böser Knabe!" rief Frau von Villefort, das verstümmelte Buch ihrem Sohne aus den Händen reissend, „Du bist unerträglich, Du schwätzest uns den Kopf toll und voll. Verlaß uns, und geh zu Deiner Schwester Valentine, zu dem guten Papa Noirtier."

„Das Album!..." sagte Eduard.

„Was soll's mit dem Album?"

„Ja, ich will das Album..."

„Warum hast Du die Bilder herausgeschnitten?"

„Weil mir dieß Spaß macht."

„Geh' fort! fort!"

„Ich werde nicht fortgehen, wenn man mir das Album nicht giebt," sagte der Knabe, indem er sich, treu

*) „Mithridates, König von Pontus." D. Ü.

seiner Gewohnheit, nicht nachzugeben, in einen großen Lehnstuhl pflanzte.

„Da nimm, und laß uns in Ruhe,“ versetzte Frau von Villefort, und gab Eduard das Album, der, von seiner Mutter begleitet, sich entfernte.

Der Graf schaute der Frau von Villefort nach. „Ich will doch sehen, ob sie die Thüre hinter ihm schließen wird,“ murmelte er.

Frau von Villefort schloß die Thüre hinter dem Knaben mit der größten Sorgfalt zu; der Graf schien es nicht zu bemerken. Dann warf die junge Frau noch einen letzten Blick um sich her, und setzte sich auf ihr Plaudersofa.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, Madame,“ sagte der Graf mit jener Gutmüthigkeit, die wir an ihm kennen, „daß Sie gegen diesen ergötzlichen Schalk sehr strenge sind.“

„Es ist wohl nöthig, mein Herr,“ erwiederte Frau von Villefort mit einem wahrhaften Muttertacte.

„Herr Eduard sagte seinen Cornelius Nepos her, indem er vom Könige Mithridates sprach,“ äußerte der Graf, „und Sie unterbrachen ihn bei der Anführung einer Stelle, welche beweiset, daß sein Lehrer seine Zeit bei ihm nicht verloren hat, und daß Ihr Sohn für sein Alter schon große Fortschritte machte.“

„So viel ist richtig, Herr Graf,“ versetzte die ziemlich geschmeichelte Mutter, „daß er eine große Leichtigkeit im Auffassen besitzt, und Alles lernt, was er will. Er hat nur einen Fehler, nämlich allzu eigenwillig zu seyn; doch, um auf das zu kommen, was er sagte, glau-

ben Sie wohl, Herr Graf, daß Mithridates von diesen Vorsichtsmaßregeln Gebrauch machte, und daß diese Vorsichtsmaßregeln wirksam waren?"

„Ich glaub's so sehr, Madame, daß ich, um nicht vergiftet zu werden, in Neapel, Palermo und Smyrna davon Gebrauch machte, das heißt: bei drei Gelegenheiten, wo ich ohne diese Vorsichtsmaßregel mein Leben hätte verlieren können."

„Und das Mittel entsprach Ihnen?"

„Vollkommen."

„Ja, es ist wahr, ich erinnere mich, daß Sie mir etwas Aehnliches schon in Perugia erzählten."

„Wirklich?" fragte der Graf mit einem bewunderungswürdig erkünsteltem Erstaunen; „ich erinnere mich nicht."

„Ich fragte Sie, ob die Gifte gleichmäßig und mit der nämlichen Energie auf die nördlichen und auf die südlichen Menschen wirkten, und Sie antworteten mir, daß die kalten und lymphatischen Temperamente der Nordländer nicht die nämliche Empfänglichkeit besitzen, wie die reiche und energische Natur der Bewohner des Südens."

„Es ist wahr," bemerkte Monte-Christo; „ich sah Russen vegetabilische Substanzen genießen, ohne davon belästiget zu werden, welche einen Neapolitaner oder einen Araber unfehlbar getödtet hätten."

„Sie glauben also, daß der Erfolg bei uns noch sicherer wäre, als im Oriente, und daß inmitten unserer Nebel und Regen ein Mensch an das stufenweise Verzehren von Gift sich leichter gewöhnen könnte, als in einem heißeren Lande?"

„Allerdings; wohlverstanden jedoch, daß man nur gegen jenes Gift geschützt seyn wird, an welches man sich gewöhnt hat.“

„Ja, ich begreife, und wie würden Sie sich daran gewöhnen, oder vielmehr, wie gewöhnten Sie sich daran?“

„Das ist sehr leicht. Setzen Sie den Fall, daß Sie zum Voraus wissen, von welchem Gifte man gegen Sie Gebrauch macht... setzen Sie den Fall, dieses Gift sey zum Beispiele Brucin.“ *)

„Das Brucin erhält man aus der falschen Angustura **), glaub' ich,“ sagte Frau von Villefort.

„So ist's, Madame,“ antwortete Monte-Christo; „aber ich sehe, daß ich Sie nicht mehr viel lehren kann; ich mache Ihnen mein Compliment; solche Kenntnisse sind bei den Damen selten.“

„O! ich gesteh's,“ sagte Frau von Villefort, „ich hege die heftigste Vorliebe für die geheimen Wissenschaften, die wie ein Gedicht die Einbildungskraft beschäftigen, und sich in Zahlen auflösen, wie eine algebraische Gleichung; aber fahren Sie fort, ich bitte Sie; was Sie mir sagen, interessirt mich im höchsten Grade.“

„Wohlan,“ entgegnete Monte-Christo, „setzen Sie den Fall, dieses Gift sey Brucin, und Sie würden am

*) Brucin ist eine salzbildende Substanz, aus der Brucäa gezogen, einem Baume in Abyssinien, von Bruce zu uns gebracht.

**) Bonplandie heißt ein großer Baum in Amerika, welcher die — Angustura genannte — Rinde liefert.

D. Ueb.

ersten Tage ein Milligramme *) davon nehmen, am zweiten Tage zwei Milligrammes, so werden Sie nach Verlauf von zehn Tagen ein Centigramme **) haben, nach Verlauf von zwanzig Tagen, um ein Milligramme mehr nehmend, drei Centigrammes, das heißt: eine Dosis, die Sie ohne Nachtheil ertragen werden, und welche schon sehr gefährlich für eine andere Person wäre, welche nicht die nämlichen Vorsichtsmaßregeln getroffen hätte, wie Sie; endlich nach Verlauf eines Monates würden Sie, Wasser aus der nämlichen Caraffine trinkend, die Person tödten, die dieses Wasser zu gleicher Zeit tränke, wie Sie, ohne Ihrerseits auf eine andere Weise, als durch ein leichtes Unbehagen, zu merken, daß irgend eine giftige Substanz in dieses Wasser gemischt war."

„Kennen Sie kein anderes Gegengift?"

„Ich kenne keines."

„Ich habe die Geschichte von Mithridates schon oft gelesen und wieder gelesen," sagte Frau von Villefort nachdenkend, „und sie für eine Fabel gehalten."

„Nein, Madame, gegen die Gewohnheit der Geschichte ist's eine Wahrheit; aber was Sie mir da sagen, Madame, um was Sie mich fragen, ist nicht die Folge einer Laune, weil Sie schon vor zwei Jahren ähnliche Fragen an mich stellten, und weil Sie mir sagen, daß die Geschichte von Mithridates Sie seit langer Zeit beschäftigte."

---

*) Ein Tausendtheil des Gramme, beinahe 1/50 Grän; es ersetzt das ehemalige Karat.

**) Ein Hunderttheil des Gramme, beinahe 1/5 Grän.

D. Ueb.

„Es ist wahr, mein Herr, die beiden Lieblingsstudien meiner Jugend waren die Botanik und die Mineralogie, und als ich dann später erfuhr, daß der Gebrauch einfacher Heilmittel oft die ganze Geschichte der Völker und das ganze Leben der Individuen des Orients erklärte, wie die Blumen alle ihre Liebesgedanken ausdrücken, bedauerte ich, nicht ein Mann zu seyn, um ein Flamel, ein Fontana oder ein Cabanis zu werden."

„Um so mehr, Madame," versetzte Monte-Christo, als die Orientalen sich nicht, wie Mithridates, darauf beschränken, sich aus Giften einen Küraß zu machen, sie schmieden sich auch einen Dolch daraus; die Wissenschaft wird in ihren Händen nicht nur eine Schutz-, sondern auch sehr oft eine Trutzwaffe; die Eine dient gegen ihre physischen Leiden, die Andere gegen ihre Feinde; mit dem Opium, mit der Belladonna, mit dem Hatchis verschaffen sie sich im Traume das Glück, welches Gott ihnen in der Wirklichkeit versagt hat; mit dieser falschen Angustura, mit dem Schlangenholze, mit dem Kirschlorber schläfern sie jene ein, die sie aufwecken wollen. Es giebt keine einzige von jenen ägyptischen, türkischen oder griechischen Frauen, die Sie hier gute Frauen nennen, welche von der Chemie nicht so viel verstehen, um einen Arzt in Erstaunen zu setzen, und von der Psychologie, um einen Beichtvater mit Schrecken zu erfüllen."

„Wirklich!" rief Frau von Villefort aus, deren Augen bei diesem Gespräche von einem unheimlichen Feuer funkelten.

„Ei, mein Gott, ja, Madame," fuhr Monte-Christo fort, „die geheimen Dramen des Orients knüpfen und

lösen sich so von der Pflanze, welche Liebe einflößt, bis zur Pflanze, die den Tod bringt; von dem Tranke, der den Himmel öffnet, bis zu jenem, der einen Menschen in die Hölle stürzt. Es giebt eben so viele Abstufungen von allen Arten, als es Launen und Wunderlichkeiten in der menschlichen, physischen und moralischen Natur giebt; ja, ich sage noch mehr: die Kunst dieser Chemiker weiß das Mittel und das Uebel ihren Liebesbedürfnissen oder Rachegelüsten auf eine wunderbare Weise anzupassen."

„Aber, mein Herr," fragte die junge Frau, „diese orientalischen Staatsgesellschaften, in deren Mitte Sie einen Theil Ihrer Existenz verlebten, sind also phantastisch, gleich den Mährchen, die aus ihrem schönen Lande zu uns kommen? Ein Mensch kann also dort ungestraft aus dem Wege geräumt werden? Es ist sohin wirklich das Bagdad oder Bassora des Herrn Galland? Die Sultane und Veziere, welche diese Staatsgesellschaften beherrschen, sind also ernstlich Harun-al-Raschid's und Giaffar's, die nicht nur einem Vergifter verzeihen, sondern ihn auch zum ersten Minister machen, wenn das Verbrechen sinnreich war, und in diesem Falle die Geschichte in goldenen Buchstaben aufzeichnen lassen, um sich in den Stunden ihrer Langweile zu ergötzen?"

„Nein, Madame, das Fantastische existirt selbst im Orient nicht mehr; dort giebt es auch, unter andern Namen, und unter andern Costümen, Polizeicommissäre, Instructionsrichter, Staatsanwälte und Sachverständige. Man henkt, köpft und pfählt dort sehr ergötzlich die Verbrecher; aber diese haben als geschickte Betrüger die mensch-

liche Justiz auszuspüren, und den glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen durch gewandte Combinationen zu sichern gewußt. Bei uns geht ein vom Dämon des Hasses oder der Habsucht besessener Dummkopf, der einen Feind tödten, oder einen vornehmen Verwandten vernichten will, zu einem Krämer, giebt ihm einen falschen Namen an, der viel leichter zu seiner Entdeckung führt, als sein wirklicher Name, und kauft unter dem Vorwande, daß die Ratten ihn nicht schlafen lassen, fünf bis sechs Gramme Arsenik; ist er sehr pfiffig, so geht er zu fünf bis sechs Krämern, und wird deßhalb fünf- bis sechsmal eher erkannt; dann, wenn er sein Mittelchen hat, bringt er seinem Feinde, seinem vornehmen Verwandten eine Dosis Arsenik bei, durch die ein Mammuth oder ein Mastodon zerbersten könnte, und welche ohne alle Nothwendigkeit das Opfer zu heulen zwingt, daß das ganze Quartier in Unruhe versetzt wird. Dann fliegt eine Wolke von Polizeiagenten und Gendarmen herbei; man läßt einen Arzt holen, der den Todten öffnet, und in dessen Magen und Eingeweiden den Arsenik mit dem Löffel sammelt. Am andern Tage erzählen hundert Journale die That mit dem Namen des Opfers und des Mörders. Noch an demselben Abende kommt der Krämer, oder erscheinen die Krämer, und sagen: „Ich bin's, der den Arsenik an diesen Herrn verkaufte," und eher, als den Käufer nicht wieder zu erkennen, würden sie deren zwanzig wieder erkennen; dann wird der dummköpfige Verbrecher gefangen, eingesperrt, verhört, confrontirt, verwirrt, verurtheilt und guillotinirt, oder ist's eine Frau von einiger Bedeutung, so wird sie lebenslänglich eingesperrt. Auf solche Weise

verstehen Ihre Nordländer die Chemie, Madame Desrues war darin jedoch viel stärker, ich muß es gestehen."

„Was wollen Sie, mein Herr," erwiederte die junge Frau lachend, „man thut, was man kann. Nicht Jedermann besitzt das Geheimniß der Mediceer oder der Borgia."

„Soll ich Ihnen nun sagen," fragte der Graf, die Achseln zuckend, „was alle diese Albernheiten verursacht? Weil man auf Ihren Theatern, wenigstens nach den Stücken, die man auf denselben spielt, und die ich las, zu schließen, immer Leute den Inhalt eines Fläschchens verschlucken, oder den Kasten eines Ringes leeren, und mausetodt hinfallen sieht; fünf Secunden nachher fällt der Vorhang, die Zuschauer gehen fort. Man kennt die Folgen des Mordes nicht, man sieht nie, weder den Polizeicommissär mit seiner Schärpe, noch den Corporal mit seinen vier Mann, und dieß ermächtiget viele armselige Schwachköpfe zu glauben, daß die Sachen so geschehen. Aber verlassen Sie Frankreich ein wenig, gehen Sie nach Aleppo, nach Cairo, ja nur nach Neapel und Rom, und Sie werden auf den Strassen Leute gerade, frisch und rosenroth gehen sehen, von denen der hinkende Teufel, wenn er Sie mit seinem Mantel streifte, sagen könnte: „„Dieser Herr ist seit drei Wochen vergiftet, und wird in einem Monate ganz todt seyn."""

„Dann haben sie also," erwiederte Frau von Villefort, „das Geheimniß jener famosen Aqua-Toffana wieder gefunden, das man mir in Perugio für verloren ausgab?"

„Ei, mein Gott, Madame, verliert sich etwas bei den

Menschen? Die Künste verändern ihre Stätte, und machen den Gang um die Welt; die Sachen wechseln den Namen, weiter nichts, und der Pöbel täuscht sich darin! aber das Resultat ist immer das nämliche, das Gift. Jedes Gift wirkt absorderlich auf dieses oder jenes Organ; das Eine auf den Magen, das Andere auf das Gehirn, wieder ein Anderes auf die Eingeweide. Wohlan, das Gift erzeugt einen Husten, dieser Husten einen Fluß auf der Brust, oder eine andere, im Buche der Wissenschaft catalogisirte Krankheit, was es nicht hindert, vollkommen tödtlich zu seyn, und was es, wenn es dieß nicht wäre, in Folge der Heilmittel werden würde, welche die treuherzigen Aerzte beibringen, die in der Regel sehr schlechte Chemiker sind, und welche für oder gegen die Krankheit wirken werden, wie es Ihnen belieben wird, und so wird ein Mensch nach der Kunst und nach den Regeln getödtet, an denen die Justiz nichts zu tadeln hat, wie ein Freund von mir sagte, ein gewaltiger Chemiker, der vortreffliche Abbé Adelmonte von Taormine in Sicilien, welcher diese National-Erscheinungen sehr studirt hatte."

„Das ist schrecklich, aber bewundernswürdig," sagte die junge Frau, regungslos vor Aufmerksamkeit; „ich hielt, ich gesteh's, alle diese Geschichten für Erfindungen des Mittelalters."

„Ja, allerdings, die jedoch in unsern Zeiten noch an Vollkommenheit gewonnen haben. Wozu sollen denn, nach Ihrer Meinung, die Zeit, die Aufmunterungen, die Medaillen, die Kreuze, der Monthyon'sche Preis nützen, wenn nicht um die Staatsgesellschaft zu ihrer größten

Vollkommenheit zu bringen? Nun aber wird der Mensch nicht vollkommen seyn, als bis er zu schaffen und zu zerstören wissen wird, wie Gott; zu zerstören weiß er schon; das ist in der That die Hälfte des Weges."

„So zwar," versetzte Frau von Villefort, beharrlich auf ihr Ziel zurückkommend, „daß die Gifte der Borgia, der Mediceer, der René, der Ruggieri, und späterhin wahrscheinlich des Barons von Trenk, wovon man das moderne Drama und den Roman so sehr mißbrauchte ..."

„Kunsterzeugnisse waren, Madame, weiter nichts," unterbrach sie der Graf, „Glauben Sie, daß der wahre Gelehrte sich auf eine alltägliche Weise an das Individuum selbst wendet? Nein. Die Wissenschaft liebt die Sprünge, die Kraftstücke, die Phantasie, wenn man sich so ausdrücken kann. Jener vortreffliche Abbé Adelmonte zum Beispiele, von dem ich so eben erst mit Ihnen sprach, hatte also in dieser Beziehung erstaunliche Erfahrungen gemacht."

„Wirklich."

„Ja, ich will Ihnen eine einzige angeben. Er besaß einen sehr schönen Garten voll von Gemüsen, Blumen und Früchten; unter diesen Gemüsen wählte er das harmloseste von Allen, einen Kohl zum Beispiele. Drei Tage lang begoß er diesen Kohl mit einer Auflösung von Arsenik; am dritten Tage wurde der Kohl krank, und vergilbte; dieß war der Moment, ihn abzuschneiden; Allen schien er reif, und behielt seinen harmlosen Anschein: nur für den Abbé Adelmonte war er vergiftet. Dann trug er den Kohl in seine Wohnung, nahm ein Kaninchen, ... der Abbé Adelmonte hatte ein

Gehege von Kaninchen, Katzen und Meerschweinchen, das in nichts seiner Sammlung von Gemüsen, von Blumen und Früchten nachstand ... der Abbé Adelmonte nahm also ein Kaninchen, und ließ es ein Blatt vom Kohle fressen; das Kaninchen verlor das Leben. Welcher Instructionsrichter würde es wagen, hieran etwas Tadelnswerthes zu finden, und welcher Staatsanwalt ließ es sich jemals einfallen, ein Requisitorium gegen Herrn Magendie oder Herrn Flourens wegen Kaninchen, Meerschweinchen und Katzen zu erlassen, die er getödtet hat? Keiner. Das Kaninchen ist also todt, ohne daß die Justiz sich darum bekümmert. Das Kaninchen ist todt, der Abbé Adelmonte läßt durch seine Köchin die Eingeweide ausnehmen, und wirft diese auf einen Düngerhaufen. Auf diesem Düngerhaufen ist eine Henne; sie pickt diese Eingeweide, erkrankt ebenfalls, und endet am andern Tage. In dem Momente, da sie in Todeskrämpfen zappelt, fliegt ein Geier vorüber, ... in Adelmonte's Lande giebt es viele Geier . . . stürzt auf die todte Henne, trägt sie auf einen Felsen, und frißt davon. Drei Tage nachher fühlt sich der arme Geier, der seit diesem Mahle beständig unwohl ist, auf der höchsten Wolke von einer Betäubung erfaßt; er wirbelt durch den Raum, und stürzt schwerfällig in Ihren Fischteich; der Hecht, der Aal und die Moräne fressen gierig, wie Sie wissen, sie verzehren den Geier. Nun denn, setzen Sie den Fall, daß am andern Tage dieser Aal, dieser Hecht oder diese Moräne, in der vierten Generation vergiftet, auf Ihre Tafel kommen, so wird Ihr Gast in der fünften vergiftet werden, und nach Verlauf von acht bis zehn Tagen

an Eingeweideschmerzen, Herzleiden, am Magenkrebse sterben. Man wird die Leiche öffnen, und die Aerzte werden sagen: „„Die Person ist an einer Lebergeschwulst oder an einem hitzigen Schwitzfieber gestorben.“

„Aber alle diese Umstände,“ äußerte Frau von Villeforte, „die Sie aneinander reihen, können durch den mindesten Zufall unterbrochen werden, der Geier kann nicht zur rechten Zeit vorüberstreichen, oder hundert Schritte vom Fischteiche weg niederstürzen.“

„Ah! gerade da liegt die Kunst; um im Oriente ein großer Chemiker zu seyn, muß man den Zufall lenken; man bringt es dahin.“

Frau von Villefort wurde nachdenkend, und horchte. „Der Arsenik ist jedoch unvertilgbar,“ sagte sie; „auf was immer für eine Art man ihn zu sich nehme, er wird sich im Leibe des Menschen wieder vorfinden, sobald er in genügender Menge, um den Tod herbeizuführen, in denselben hineingekommen seyn wird.“

„Gut!“ rief Monte-Christo aus, „gut! Gerade dieß sagte auch ich zu dem guten Adelmonte. Er sann nach, lächelte, und antwortete nur mit einem sicilianischen Sprichworte, welches, wie ich glaube, auch ein französisches Sprichwort ist: „„Mein Sohn, die Welt ist nicht an einem Tage erschaffen worden, sondern in sieben; kommen Sie am Sonntage wieder.““ Am folgenden Sonntage kam ich wieder; anstatt seinen Kohl mit Arsenik begossen zu haben, hatte er ihn mit einer Auflösung von Salzen begossen, deren Hauptbestandtheile Strychnin *)

*) Ein alkolischer Extract aus der Brechnuß.

D. Ueb.

war, strichnos-colubrina, wie die Gelehrten sagen. Dießmal sah der Kohl nicht im mindesten krank aus; das Kaninchen mißtraute ihm also nicht, das Kaninchen war jedoch fünf Minuten nachher todt; die Henne fraß das Kaninchen, und lebte am andern Tage nicht mehr. Dann spielten wir die Geier, trugen die Henne fort, und öffneten sie. Dießmal waren alle besondern Symptome verschwunden, und es blieben nur die allgemeinen Symptome. Keine besondere Anzeige in irgend einem Organe; Steigerung des nervösen Systemes, weiter nichts, und Spur von Congestion nach dem Gehirne, mehr nicht; die Henne war nicht vergiftet, sondern vom Schlagfluße getödtet worden. Dieß ist ein seltener Fall bei den Hennen, ich weiß es wohl, aber ein sehr häufiger bei den Menschen."

Frau von Villefort schien immer nachdenkender. „Es ist ein wahres Glück," bemerkte sie, „daß nur Chemiker dergleichen Stoffe bereiten können; denn, wahrhaftig, die eine Hälfte der Welt würde die andere Hälfte vergiften."

„Chemiker, oder Personen, die sich mit Chemie beschäftigen," antwortete Monte-Christo gleichgültig.

„Und dann," sagte Frau von Villefort, indem sie sich mit Anstrengung von ihrem Nachsinnen losmachte, „wie geschickt auch das Verbrechen vorbereitet seyn mag, es bleibt doch immer ein Verbrechen, und wenn es auch der menschlichen Erforschung sich entzieht, so entgeht es doch nicht dem Auge Gottes. Die Orientalen sind in Bezug auf das Gewissen stärker, als wir, und haben klüglich die Hölle weggelassen, weiter nichts."

„Ei, Madame, das ist ein Bedenken, welches nat-

lich in einer edlen Seele, wie die Ihrige entstehen muß, durch das Raisonnement aber bald daraus verdrängt wäre. Die schlimme Seite des menschlichen Gedankens wird immer in dem sonderbaren Satze von Jean-Jacques Rousseau zusammengefaßt, wie Sie wissen: Der Mandarin, den man durch Aufheben der Fingerspitze auf fünf Meilen tödtet. — Das Leben des Menschen vergeht mit dem Treiben solcher Dinge, und seine Intelligenz erschöpft sich, darüber nachzusinnen. Sie finden wenige Leute, die kaltblütig einen Dolch in das Herz ihres Nebenmenschen stossen, oder ihm, um ihn von der Oberfläche der Erde verschwinden zu machen, jene Quantität Arsenik beibringen, von der wir eben erst sprachen. Das ist wirklich eine Ueberspanntheit oder eine Dummheit. Um dahin zu kommen, muß sich das Blut auf sechsunddreißig Grad erhitzen, der Puls neunzig Schläge machen, und die Seele aus ihren gewöhnlichen Schranken treten; aber wenn Sie, wie dieß in der Philologie geschieht, vom Worte zum gemilderten sinnverwandten Worte übergehend, ein einfaches Wegschaffen vornehmen; wenn Sie, anstatt einen gemeinen Mord zu begehen, lediglich Denjenigen aus Ihrem Wege räumen, der Sie hindert, und zwar ohne Aufsehen, ohne Gewaltthätigkeit, ohne die Zuthat jener Leiden, die, eine Qual werdend, aus dem Opfer einen Märtyrer machen, und aus dem, der dieß thut, einen Schinder im vollen Sinne des Wortes; wenn es dabei weder Blut, noch Geheul, noch Verzerrungen, noch vorzüglich jene schreckliche und compromittirende Augenblicklichkeit der Vollendung giebt, dann werden Sie dem Arme des menschlichen Gesetzes entrinnen, das zu Ihnen sagt:

„„Störe die Staatsgesellschaft nicht!"" Sehen Sie, auf solche Art verfahren die Leute im Oriente mit günstigem Erfolge, ernste und phlegmatische Personen, die sich in Umständen von einer gewissen Wichtigkeit wenig um Zeitfragen bekümmern."

„Noch bleibt das Gewissen übrig," äußerte Frau von Villefort mit einer bewegten Stimme und einem erstickten Seufzer.

„Ja," erwiederte Monte-Christo, „ja, zum Glücke bleibt noch das Gewissen übrig, ohne welches man sehr unglücklich wäre. Nach jeder etwas kräftigen Handlung rettet uns das Gewissen, denn es liefert uns tausend gute Entschuldigungen, deren Richter nur wir sind; und diese Gründe, wie vortrefflich sie auch seyn mögen, würden vielleicht vor einem Tribunale nicht hinreichen, Ihnen das Leben zu bewahren. So mußte, zum Beispiele, Richard III. von seinem Gewissen wundersam bedient seyn, nach der Wegschaffung der zwei Kinder Eduard's IV.; wirklich konnte er bei sich sagen: „„Diese zwei Kinder eines grausamen und verfolgenden Königes, die Erben der Laster ihres Vaters, die nur ich in ihren jugendlichen Neigungen erkennen konnte, diese zwei Kinder hinderten mich, das englische Volk glücklich zu machen, das sie unfehlbar unglücklich gemacht hätten."" Auf solche Weise wurde Lady Macbeth von ihrem Gewissen bedient, welche, was auch Shakspeare darüber sagen mag, einen Thron, nicht ihrem Gatten, sondern ihrem Sohne geben wollte. Ah! die mütterliche Liebe ist eine so große Tugend, eine so mächtige Triebfeder, daß sie viele Dinge entschuldiget; daher wäre nach Duncan's Tode Lady

Macbeth ohne ihr Gewissen eine sehr unglückliche Frau gewesen."

Frau von Villefort vernahm mit Gier diese schrecklichen Maximen und diese furchtbaren Behauptungen, die der Graf mit der ihm eigenthümlichen naiven Ironie vorbrachte. Nach einer Pause des Schweigens fragte sie: „Wissen Sie, Herr Graf, daß Sie ein entsetzlicher Beweisführer sind, und daß Sie die Welt in einem etwas erdfahlen Lichte sehen? Haben Sie denn die Menschheit so beurtheilt, indem Sie dieselbe durch Brennkolben und Retorten anschauten? Denn Sie hatten Recht, Sie sind ein großer Chemiker, und jenes Elixir, wovon Sie meinem Sohne mittheilten, und das ihn so rasch in das Leben zurückrief ..."

„O! trauen Sie ihm nicht, Madame," unterbrach sie Monte-Christo; „ein Tropfen von diesem Elixire genügte, um den sterbenden Knaben in's Leben zurückzurufen; aber drei Tropfen hätten das Blut dergestalt in seine Lunge getrieben, daß Herzklopfen entstanden wäre; sechs Tropfen hätten seinen Athem gesperrt, und eine weit schwerere Ohnmacht veranlaßt, als jene, in welcher er lag; zehn endlich würden ihn niedergeschmettert haben. Sie wissen, Madame, daß ich ihn rasch von jenen Fläschchen entfernte, nach denen er unvorsichtig griff?"

„Es ist sohin ein furchtbares Gift?"

„O! mein Gott, nein! Nehmen wir zuvörderst an, daß das Wort ... Gift ... nicht existirt, weil man sich in der Medizin der heftigsten Gifte bedient, die durch die Art, auf welche man sie beibringt, heilsame Mittel werden."

„Was war's also sonst?"

„Es war ein gelehrtes Präparat meines Freundes,

des vortrefflichen Abbé Adelmonte, und er lehrte mich davon Gebrauch machen."

„O! es muß ein herrliches krampfstillendes Mittel seyn," versetzte Frau von Villefort.

„Ein souveraines, Madame, wie Sie sehen," erwiederte der Graf, und ich mache häufig davon Gebrauch; mit aller möglichen Vorsicht, wohlverstanden," fügte er lachend bei.

„Ich glaub's," entgegnete im nämlichen Tone Frau von Villefort. „Was mich betrifft, die so nervös und zu Ohnmachten so geneigt bin, ich bedürfte eines Doctors Adelmonte, um mir Mittel zu erfinden, frei zu athmen, und mich über die Besorgniß zu beruhigen, die ich hege, eines schönen Tages an der Erstickung zu sterben. Inzwischen, da die Sache in Frankreich schwer zu finden ist, und Ihr Abbé wahrscheinlich nicht geneigt seyn wird, meinetwegen nach Paris zu reisen, halte ich mich an die krampfstillenden Mittel des Herrn Planche, und die Münze und die Hoffmann'schen Tropfen spielen bei mir eine große Rolle. Sehen Sie, hier sind die Zeltchen, die ich mir eigens machen lasse; sie sind in doppelter Dosis."

Monte-Christo öffnete die Schildpatschachtel, welche die junge Frau ihm reichte, und athmete den Duft der Zeltchen als ein Dilletant ein, würdig, dieses Präparat zu schätzen. „Sie sind auserlesen," sagte er, „aber der Nothwendigkeit des Verschluckens unterworfen, eine Verrichtung, deren Vollzug der ohnmächtigen Person oft unmöglich ist. Mein Mittel ist mir lieber."

„Allerdings wäre es auch mir lieber, vorzüglich nach den Wirkungen, die ich davon sah; aber es ist ohne Zweifel ein Geheimniß, und ich bin nicht so unbescheiden, Sie um die Mittheilung desselben zu bitten."

„Aber ich, Madame," sagte Monte-Christo aufstehend, „bin so galant, es Ihnen anzubieten."

„O! mein Herr!"

„Nur vergessen Sie nicht, daß es in kleiner Dosis ein Mittel, in starker Dosis ein Gift ist. Ein Tropfen weckt das Leben wieder, wie Sie sahen, fünf bis sechs Tropfen würden unfehlbar tödten, und auf eine um so schrecklichere Weise, als sie, in ein Glas Wein gethan, den Geschmack desselben durchaus nicht verändern würden. Doch ich schließe, Madame, ich schiene sonst beinahe Ihnen zu rathen." Es hatte so eben halb sieben Uhr geschlagen; man meldete eine Freundin von Frau von Villefort, welche kam, um mit ihr zu diniren.

„Wenn ich die Ehre hätte, Sie zum dritten- oder viertenmale zu sehen, Herr Graf, anstatt zum zweitenmale," sagte Frau von Villefort; „wenn ich die Ehre hätte, Ihre Freundin, anstatt lediglich Ihre zu Dank Verpflichtete zu seyn, würde ich darauf bestehen, Sie zum Mittagsmahle zurückzuhalten, und durch eine erste Weigerung mich nicht abschrecken lassen."

„Tausend Dank, Madame," erwiederte Monte-Christo, „ich habe selbst eine Verpflichtung, die ich nicht unerfüllt lassen darf. Ich versprach einer Freundin von mir, einer griechischen Prinzessin, sie in's Theater zu führen; sie hat die große Oper noch nicht gesehen, und rechnet auf mich, daß ich sie hinbegleite."

„So gehen Sie, mein Herr, aber vergessen Sie mein Recept nicht.“

„Ei doch, Madame, dazu müßte ich die so eben bei Ihnen verlebte Conversationsstunde vergessen, was völlig unmöglich ist.“

Monte=Christo verbeugte und entfernte sich. Frau von Villefort blieb in Gedanken versunken. „Das ist ein sonderbarer Mann,“ sagte sie, „und der mir ganz darnach aussieht, mit seinem Taufnamen Adelmonte zu heißen.“

Monte=Christo betreffend, hatte der Erfolg seine Erwartung übertroffen. „Nun,“ sagte er fortgehend, „das ist ein gutes Erdreich; ich bin überzeugt, daß das Samenkorn, das ich hineinfallen ließ, nicht unfruchtbar bleibt.“

Und am andern Tage sendete er, seinem Versprechen getreu, das verlangte Recept.

Ende des siebenten Theiles.

In der v. Jenisch & Stage'schen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen u. in allen Buchhandlungen zu haben:

Des Lebens Conflicte.

Roman

von **Carit Etlar.**

Aus dem Dänischen übersetzt von Fr. Mayer.

8. geh. 1 Rthlr. 7 ngr. oder 2 fl.

Die Kinder des Dammgrafen.

Novelle von **Carit Etlar.**

Aus dem Dänischen übersetzt von Fr. Mayer.

8. geh. 11 ngr. od. 36 kr.

Ohne Heirathsgut.

Roman

von **Charles Reybaud.**

Deutsch von Fried. Wilh. Bruckbräu.

8. geh. 1 Rthlr. 10 ngr. od. 2 fl. 12 kr.

Die Romane der Madame Reybaud zeichnen sich durch ihre interessante und spannende Handlung und durch eine Sittenreinheit aus, wodurch sie namentlich bei Damen zu einer Lieblingslectüre geworden sind. Der obige ist anerkannt einer ihrer besten, und kann unbedenklich dem besten der Bremer an die Seite gestellt werden.

Johanna.

Roman von George Sand.

Deutsch von Fr. W. Bruckbräu.

8. Velinpapier. geh. 1 Rthlr. od. 1 fl. 45 kr.

Die Verfasserin ist anerkannt die erste Schriftstellerin Frankreichs, ihre Prosa unübertroffen, und ihre Romane, sowohl in Anlage als Ausführung, höchst interessant und spannend bis an das Ende.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Der Graf von Monte-Christo

Bd.: 7

Augsburg 1846

P.o.gall. 665-5/8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10090642-4